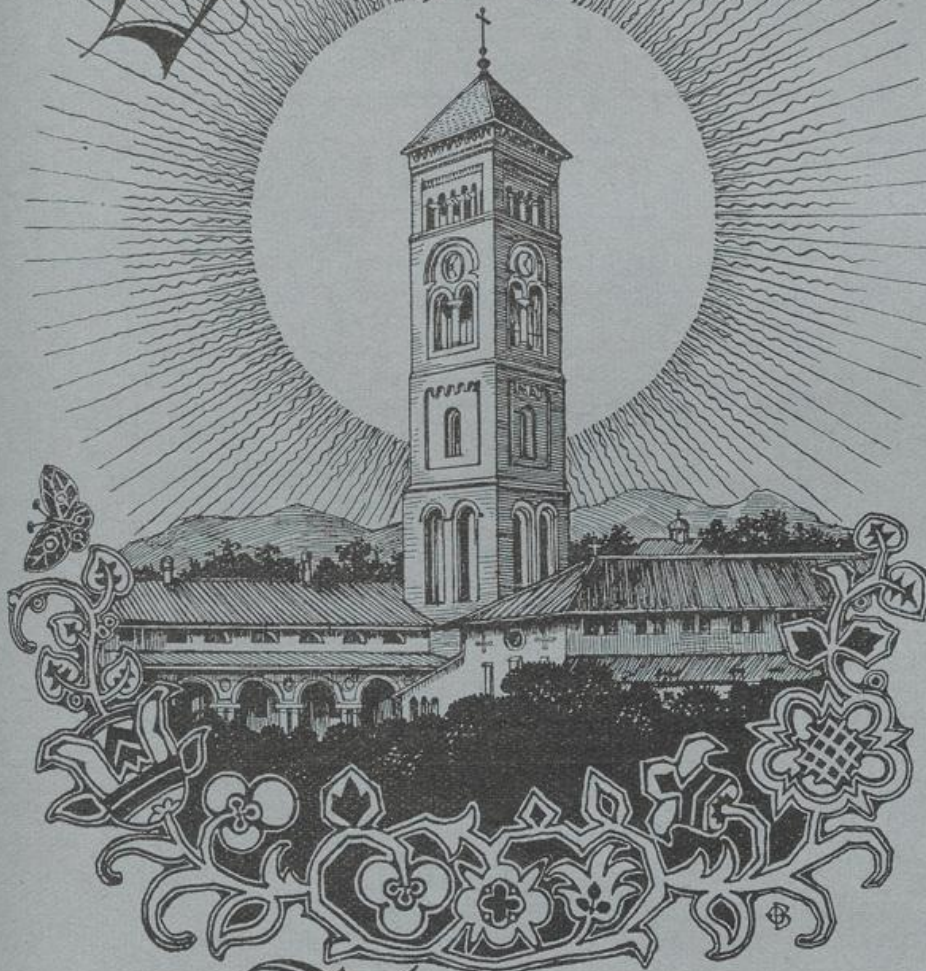




Vergißeinnicht 1928

11 (1928)

Vergißmeinnicht



Zeitschrift
der Mariannhiller Mission
Südafrika

Nr. 11

November 1928

46. Jahrgang

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern
Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden
täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul,
Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreise:

Deutschland	<i>M</i> 2.—	Italien	Lire 16.—
Einzelbezug	<i>M</i> 2.40	Österreich	Schilling 3.30
Schweiz	<i>Fr.</i> 3.—	Einzelbezug	4.—
Elsaß	<i>Fr.</i> 15.—	Jugoslawien	Dinar 35.—
Belgien	<i>Belga</i> 4.—	Ungarn	Pengo 2.80
Tschechoslowakei	<i>Kc.</i> 20.—	Rumänien	Lei 93.—

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten
für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3
Postcheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postcheckkonto Köln 1 652

für Schlesien und Norddeutschland:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52
Postcheckamt Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Liechtenstein:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (St. Uri)
Postcheckkonto Luzern VII 187

Missions= Laienbrüder

An Laienbrüdern haben wir Mariannhiller Missionare großen, empfindlichen Mangel. Und doch ist das Werk der Heidenmissionen, in der Heimat wie in den Zonen fremder Länder, ein dankbares Arbeitsfeld zur apostolischen Betätigung und Arbeit für das Heil fremder wie auch der eigenen Seele. Gibt es denn so wenige opferfreudige Handwerker, Arbeiter und Landwirte, die ihre Kenntnisse und Fertigkeiten einer so heiligen, von Christus so sehr ans Herz gelegten Sache widmen wollen? Wer Vater, Mutter, Acker, Haus und Hof um meinetwillen verläßt, wird Hundertfältiges erlangen und das ewige Leben.

Anfragen

um Aufnahme richte man an: Hochw. P. Provinzial,
St. Joseph, Reimlingen, (Bayrisch-Schwaben)

Ordensnachrichten

Lourdes, Südafrika. Zum erstenmal seit die Missionsstation Lourdes (Natal) besteht, fand hier eine Priesterweihe statt. Die Weihkandidaten waren die Hochw. Patres Drossard aus Aachen; Grimm aus Oberschlesien, Jakob aus Nürnberg, Müller aus dem Rheinland. Ihr nächster Wirkungskreis wurden die Missionsstationen Revelaer, Mariannhill, Maria Zell und Censtochow. Trotz der Ungunst der Witterung verlief die Feier in hervorragend schöner Weise. Wir wünschen den jungen Missionaren, daß ihre Arbeit im Weinberge des Herrn segensreich und fruchtbar sich gestalte. Das walte Gott!

Das Totenglocklein läutete im vergangenen Sommer einem alten, treuen Missionsveteranen, dem ehrw. Bruder Garcia Lehendecker, einem Kinde des Mosellandes. Er war geboren in Bernkastel a. d. Mosel. Mit 26 Jahren trat er in die südafrikanische Mission der Mariannhiller ein und empfing am 15. Juli 1889 das hl. Kleid. Am 1. November 1896

legte er seine ewigen Gelübde ab. Er hatte das Maurerhandwerk erlernt und stellte diese Fertigkeit mit größtem Eifer in den Dienst der Mission. Wie er so materiell am Aufbau so mancher Station mitgewirkt hat, so hat er durch sein Beispiel auch am geistigen Aufbau des Reiches Gottes auf Erden mit beigetragen. Seinem treuen Arbeiter im schwierigen Weinberg des südafrikanischen Heidentums wird der gute und gerechte Hausvater den Lohn nicht vorenthalten. Die Mission aber wird das Andenken des Verbliebenen ehren.

Pius-Seminar, Würzburg. Kommende Weihnachten wir eine ansehnliche Schar unserer Alumnus die hl. Konjur erhalten. Obwohl noch vieles fehlt im neuen Seminar, sind doch die Studien bereits im zweiten Semester im Gange. Da die Beschaffung der Kirchenstühle Schwierigkeiten macht, so bitten wir recht herzlich unsere Gönner uns auch weiter zu helfen. Tausend Vergelt's Gott!

Briefkasten

Zur leichteren Einsendung des Abonnementsbetrages liegt dieser Nummer eine Zahlkarte bei, mit der Bitte, dieselbe gütigst benutzen zu wollen. Diejenigen Leser, welche das Abonnement schon eingerichtet haben, mögen dieselbe bei Gelegenheit für andere Zahlungszwecke gebrauchen.

Die verehrten Einsender sind gebeten, recht deutlich ihre Adresse anzugeben und zwar auch auf dem Umschlag und vor allem auf guten Verschluss der Briefe zu achten. Infolge fehlerhafter Angabe der Adresse ist es nicht möglich, geäußerte Wünsche zu erfüllen.

An einen Einsender: Gewiß, es wird über die angebliche „Kalendersflut“ sich oft mißbilligend geäußert. Aber gerade die katholischen Kalender und Missionschriften leisten auch ihre guten Dienste gegen den überhand nehmenden Schund und Schmutz. Wo keine katholischen Hefte, Kalender und Zeitschriften hinkommen in die Volkskreise, da wird eben an-

deres gelesen. Es ist wahrlich besser, auch die Jugend bekommt solchen guten Lese- stoff, als daß sie nach den nichtsagenden „Kinderchristen“ greift. Was aber die Vernachlässigung der großen katholischen Presse nach sich zieht, zeigen die Länder, in denen der Kulturkampf tobt und die Kirche verfolgt wird.

Bücherbestellungen werden am besten durch unseren St. Josephs-Verlag in Reimlingen besorgt. Bestellungen bei den Vertretungen werden auch nach dort weiter gegeben.

Kalenderbrüderkandidaten können jederzeit eintreten. Sie machen gewöhnlich ein halbes Jahr Postulat und zwei Jahre Noviziat durch, wonach die ersten Gelübde folgen. Sie werden nach Fähigkeit und Eignung in den heimischen und überseeischen Posten verwendet. Aufnahmege- suchte richte man an Hochw. P. Provinzial, St. Joseph, Reimlingen, (Bayrisch-Schwaben.)

Aus Welt und Kirche

Die Leistungen der katholischen Weltcaritas. Im Rahmen der internationalen Wohlfahrtspflege nimmt die Liebestätigkeit der Religionsgemeinschaften wohl den ersten Platz ein; in ihrem Rahmen steht wieder die katholische Caritas an erster Stelle. Nach einer Zusammenstellung der „Kipa“ unterhält die katholische Weltcaritas 15 700 Anstalten der geschlossenen Gesundheitsfürsorge mit 752 000 Betten und 153 Pflegekräften; ferner 13 400 Anstalten der Erziehungsfürsorge mit 668 000 Betten und 70 600 Pflegekräften, 96 300 Horte usw. deren tägliche Besucherzahl durchschnittlich 2 389 000 beträgt; 140 000 Beratungsstellen, Fürsorgestellen usw., zusammen 265 000 Einrichtungen und 1 420 000 Betten. In der katholischen Weltcaritas sind insgesamt 502 000 amtliche Kräfte tätig, unter ihnen 350 000 Mutterhauschwestern und 32 000 Ordensbrüder. Die Zahl der ehrenamtlich caritativ tätigen Katholiken beträgt 6 650 000. Die katholische Weltcaritas hat sich zu einem internationalen Caritaskomitee zusammengeschlossen, dessen Präsident Prälat Dr. Paul Müller-Simonis mit dem Sitz in Straßburg und dessen Vizepräsident Caritasdirektor Runo Jörger (Freiburg i. Br.) ist.

Eine interessante Gegenüberstellung. — Der protestantische Reichsbote bringt folgende Notizen nacheinander:

Deutschland — das klösterreichste Land. Nach einer neueren statistischen Zusammenfassung hat Deutschland alle Aussicht, das klösterreichste Land zu werden. Im Jahre 1925 gab es bereits 536 Niederlassungen männlicher katholischer Orden mit 9 972 Mitgliedern (1 577 Benediktiner, 1 528 Franziskaner, 450 Jesuiten) und 6 489 Niederlassungen weiblicher Genossenschaften mit 71 720 Ordensschwestern.

Mangel an Nachwuchs in Diakonissenhäusern. Trotzdem mehr als 24 000 evangelische Diakonissen, die allein im Kaiserwerther Verband zusammengeschlossen und auf 12 000 Arbeitsfeldern beschäftigt sind, um der deutschen Not entgegenzuarbeiten, wächst die Nachfrage nach Diakonissen in steigendem Maß. Immer mehr ergehen an die Diakonissenhäuser Bitten der Gemeinden, Schwestern zu schicken. Die Mutterhäuser müssen solche Gesuche vielfach ablehnen, weil ein Mangel an Schwesternachwuchs da ist. Mehr als die doppelte Zahl von Schwestern könnte eingestellt werden; vor allen Din-

gen fehlen Mädchen aus den gebildeten Kreisen. Es scheint bei ihnen eine gewisse Scheu davor zu bestehen, den Diakonissenberuf zu ergreifen, weil sie durch ihn eine zu starke Bindung ihrer persönlichen Lebensgestaltung befürchten. Man sucht auch hier neue Wege, um die evangelische Frauenwelt für den Diakonissenberuf zu gewinnen.

Wie kommt es doch, daß wir in Deutschland bei einem Verhältnis der Protestanten zu den Katholiken von 3 : 1 umgekehrt nur 25 000 Diakonissen, dagegen aber an die 70 000 Krankenschwestern haben?

Die Zeitschrift „Wort und Tat“ bringt eine Zusammenstellung der wichtigsten Sekten in Deutschland, von denen zur Kennzeichnung der religiösen Verwirrung in manchen Kreisen des deutschen Volkes einige Titel genannt seien: Abentist, Anthroposophen, Baháibund, Baptisten, „Benediktiner“, Brüder vom deutschen Haus, Bund der religiösen Freiheit, Kämpfer, Buddhisten, Bund freier evangelischer Gemeinden, Bo-Vin-Na-Leute, Christengemeinschaft, Darbysten, Engel Jehovas, Ernste Bibelforscher, Friedensreichbund, Heilsarmee, Hirt und Herde, Hochkirche, Horpeniten, Ist-Ist-Bund, Lorbeianer, Lorenzianer, Mariaviten, Masdasnan, Mennoniten, Methodist, Mormonen, Neugeistbund, Neupostoliker, Pfingstbewegung, Quäker, Christliche Religionsgemeinschaft, Ritter vom großen Walde, Schafferbund, Schwesternschaft Bergpredigt, Spiritisten, Tempelgesellschaft, Theosophen, Völkerverbündungsbund, Christliche Wissenschaft, Weißenberger — und die schlimmste, der evangelische Bund! (D. Red.)

240 000 Hunde — aber nur 200 000 Säuglinge. Im Berliner Kirchenblatt schreibt Dr. Sonnenschein: „In Berlin gibt es 200 000 Säuglinge. Von Monat eins bis sechs. Aber 240 000 Hunde. Vierzigtausend mehr als Kinder. Sie hängen den Müttern im Arm. Sie verdrängen das Kind aus der Wiege. Sie thronen im Beiwagen des Motorrades. In Neukölln hat mit Helene Stöcker und Max Modan zusammen Richard Schminke die Beratungsstelle für Geburtenrückgang eröffnet. Wir wollen bereit sein. Für die neue Großstadt, die hörflüch, die bezauberte, die wieder Platz für Kinder, nicht für Hunde hat. Solche Bereitschaft fordert, daß die Flamme wach bleibt. Auch durch die gedrückte, gequälte, unmögliche Zeit.“

Vergißmichnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission

Nr. 11 November 1928 46. Jahrgang

Novemberabend

Nun schließ die Fenster beide
geschwind, geschwind.
Schon wehet über die Heide
Novemberwind.

Die dunklen Föhren klagen
Am Waldestrand,
Und ihre Zweige tragen
Ein schwarz Gewand.

Die Wintereiche verdunkelt
Des Gartens Raum.
Nur in der Ferne funkelt
Ein Stern im Traum.

Und durch die Lüfte zittert
Ein weher Klang . . .
Hörst du der armen Seelen
Klagesang?

Else Budnowski

November-Gedanken

November! Der rauhe Nord legt über kahle Felder, reißt die letzten gelben Blätter von den Bäumen. Die Felder haben ihre Aufgabe erfüllt. Der Landmann hat die Früchte seiner Arbeit eingeheimst. Nun mag der Winter kommen.

November! Selbst im leichtfertigsten Menschenkind dämmert wohl auch der Vergleich mit der absterbenden Natur und dem Menschenleben auf. Dem Ernste dieser Jahreszeit entsprechend und dem äußeren Bilde der Natur sich anpassend, weckt die hl. Kirche in den Herzen lebhafter als sonst das Andenken an den Tod. Der Tag kommt gewiß! Das ist eine Tatsache so offenkundig und unleugbar. Aus den Spalten der Tageszeitungen tönt uns das Memento mori entgegen. Der Briefträger bringt uns den schwarzumrandeten Todesgruß ins Haus, drahtlos wird die Nachricht in die Welt gesunkt: Memento mori! Der Tod macht vor niemand Halt. Er wirft den rasend dahineilenden Fernzug aus dem stählernen Geleise und schreit sein memento mori den entsetzten Menschen in die Ohren. Der Tod greift hinauf in die blauen Lüfte und holt den surrenden Wundervogel, den der Mensch geschaffen, mit einem Ruck herunter und zerschmettert Mensch und Menschenwerk im Augenblick. Der Tod reißt die Planken der schwimmenden Paläste auseinander und brüllt dazu seine schauerliche Musik vom Sterben. Der Tod greift in das Lenkrad des schnellen Kraftwagens und zerschellt in Sekunden schnelle Maschine und Menschenleben. Der Tod umnebelt den Steg des einsamen Wanderers und lockt ihn in Moor und Sumpf. Er macht nicht Halt vor groß und klein, vor reich und arm, nicht schaut er die blühende Jugend, noch hat er Ehrfurcht vor dem Alter. Er hat kein Mitleid mit der Unschuld und rächt plötzlich die Schuld.

„Er kommt wie der Dieb in der Nacht!“ (Math. 22. 43) „Es ist dem Menschen bestimmt, einmal zu sterben.“ (Hebr. 9. 28) Was gäbe wohl der Mensch drum, wenn er den Tag und die Stunde erfahren könnte, in der das Blatt seines Lebens abfallen wird vom Baume der Welt. „Was ich aber euch (den Aposteln) sage, allen sage ich es: Wachtet!“ (Mark. 13. 37). Wie klug handelten die Jungfrauen, die den Vorrat an Öl nicht ausgehen ließen und deshalb mit brennenden Lichtern dem Bräutigam zu mitternächtiger Stunde entgegengehen konnten! Der hl. Glaube, die Erfüllung des Gesetzes Gottes, wahre Gottes- und echte Nächstenliebe, verbunden mit Gebet und Selbstverleugnung sind ein weitstrahlendes Licht, gleichsam ein Wachfeuer, das uns den nahenden Tod nicht fürchten läßt. Sie sind ein Licht, welches das Dunkel des Grabes und des Jenseits mit friedlichem Hoffnungsschimmer erhellt.



Originalsteindruckung B. Zwiener

Allerheiligen

Vergessen wir aber nicht im eigenen Gedenken unseres Todes und im Wachsein — derjenigen die schon hinübergerufen wurden, oft unerwartet schnell und kommen wir ihnen mit Gebet und Opfer zu Hilfe.

—d—

Förderung, nicht Verhinderung

Von P. Dom. Sauerland, R. M. M.

Im Rundschreiben unseres Heiligen Vaters Papst Pius XI. über die Förderung der hl. Mission (28. Febr. 1926) findet der Stellvertreter Christi auf Erden Worte und nachdrückliche Hinweise auf die Missionsaufgabe und Missionspflicht, welche leider noch lange nicht durchgedrungen sind bis zu allen Orten, wo noch katholisches Leben sich entfaltet. Die Missionsarbeit in der katholischen Heimat wird im ersten Teil dieses Rundschreibens entworfen. Es wird gezeigt, was noch alles zu tun ist, bis die Missionsidee einmal im Volke Fuß gefaßt hat. Jeder Pfarrer, jeder Kaplan, jede Oberin, jede Schwester, jeder Lehrer und jede Lehrerin finden hier, würden hier finden, reiche Anregung zur Missionsarbeit.

Eine weitere Unterstützung der großen Missionsarbeiten aber ist die Förderung, nicht Verhinderung der Missionsberufe. Der Gl. Vater stellt den bedeutungsvollen Satz auf, daß auch heute noch genau so viele Jünglinge zum Priestertum berufen werden wie früher, daß nur nicht mehr alle diesem Rufe Folge leisten. Die Berufe sind also da, wir müssen sie nur schützen und hüten und pflegen. Die Pflege der Berufe verlangt heute eine besondere Aufmerksamkeit, weil durch die modernen Verhältnisse so viele Berufe schon früh vernichtet werden. Auch auf dem Lande sind die Berufe noch heute vorhanden; es muß nur gesorgt werden, daß sie nicht infolge von finanziellen Schwierigkeiten zugrunde gehen. Die Förderung der Priesterberufe ist daher auch eine Lebensfrage der Missionen, denn nur dann werden wir den Missionen jeden wahren Missionsberuf zuführen können, wenn kein einziger Priesterberuf mehr verloren geht. Es herrscht selbst unter Seelsorgern, an welche Berufe zuerst herantreten, vielfach Ungewißheit über die Einrichtungen und Gelegenheiten überhaupt, wohin solche Suchenden gewiesen werden können. Es herrscht vielfach Unkenntnis, was von den Kandidaten verlangt werden muß, wenn sie sich einem solchen hohen Ziele zuwenden wollen. Es mangelt wahrhaftig nicht an Literatur darüber. Man wird es verstehen, daß die Berufe vor allem erst der eigenen Diözese zugewiesen werden, man wird aber auch keinem Ordens- oder Missionspriesterberuf sich

in den Weg stellen dürfen. Man hat Gelegenheit genug um alle Vorteile der Berufsfrage zu propagieren für den eigenen Bedarf und braucht keine Angst zu haben, daß etwa die Missionspropaganda zu aufdringlich sei. Wie sagt doch der Hl. Vater den Bischöfen des Erdfreises: „Darum schämt euch nicht, und laßt euch nicht verdrießen, Ehrwürdige Brüder, gleichsam Bettler zu werden für Christus und das Heil der Seelen und bedrängt Euer Volk durch Schriften und das tief aus dem Herzen kommende Wort, daß es die jährliche Kollekte für das Werk der Glaubensverbreitung durch seine Freigebigkeit und Herzensgüte erhöhe und viel reichlicher gestalte . . . Jedermann muß auch mit Leichtigkeit einsehen, daß jene, die dem Ärmsten aller Menschen Mitleid erweisen, der göttlichen Erbarmungen und Belohnungen nicht verlustig gehen können.“ „ . . . Das einträchtige Zusammenarbeiten aller Bischöfe muß dahin gehen, daß die Zahl der Glaubensboten immer weiter vermehrt und gehoben wird. Wenn ihr also in Eurer Diözese Jünglinge, Kleriker oder Priester habt, die zu diesem erhabenen Apostolat von Gott berufen sind, dann sollt Ihr — weit entfernt einem solchen Entschluß Widerstand zu leisten — einem so heilsamen Vorhaben und Bestreben mit Eurem Wohlwollen und Eurer Autorität fördernd zur Seite stehen . . . Euer Volk, das doch die Heilmittel sozusagen in der Hand hat, ist ja viel weniger weit von seinem Heile entfernt, als die Heiden . . . denn der göttliche Stifter der Kirche wird Euch den Gehilfen und Teilhabern Eurer Diözese um so reichlichere Gnaden gibt, sei es daß er dafür andere neue Berufe weckt.“ (Rundschr. P. Pius XI. 28. 2. 1926).

Die Missionsanstalten selber kommen den Berufsbewerbern im weitesten Maße entgegen und bieten soziale Erleichterungen und Hilfen unter eigenen größten Opfern und getragen von der Großherzigkeit und Opferwilligkeit des katholischen Volkes. So verlangt die Missionsgesellschaft der Mariannhiller Missionare für die Studenten der Humaniora (Gymnasium) eine bescheidene Pension, die bei Würdigkeit noch teilweise oder ganz erlassen wird. Das gesamte Hochschulstudium dagegen samt Unterhalt in sechsjähriger Ausbildung wird völlig von der Gesellschaft getragen. Ist das allein schon eine soziale Tat, daß berufsfreudige und edle Jünglinge aus den weniger mit Erdengütern bedachten unteren Ständen, — wie es der Heiland wünscht — hinaufgeführt werden, um wahrhafte Führer des Volkes, Priester Gottes zu werden, so wird man es weiter verstehen müssen, wenn auch für diesen Nachwuchs alle Mittel zur vollendeten Ausbildung geboten werden müssen. Mehr denn je muß heute der Priester und Missionar auch in wissenschaftlicher Beziehung auf der Höhe sein. Erzogen in persönlicher Armut und im Gemeinschaftsgeist muß aber auch diesen nicht nur das Beste für die Seele geboten werden sondern auch, wenn auch in be-

scheidener Weise, für des Leibes Notdurst gesorgt werden und ebenso für die gesunde leibliche Entwicklung und entsprechende Wohnung gesorgt werden. „Mens sana in corpore sano.“ „Ein gesunder Geist in einem gesunden Körper!“ um widerstandsfähig zu sein für die Arbeiten dereinst im Weinberge des Herrn. Es ist also viel Pharisäertum dabei oder Unverstand, wenn man sich über die Errichtung von Klöstern und deren Ausbau absprechend äußert. Es gibt wahrhaftig überflüssigere Dinge in der Welt, welche Geld verschlingen und von den Steuergroschen der Bürger hergerichtet werden müssen. Man verhindere deshalb nicht sondern fördere! Mit herzlichster Freude und mit Dank stellen wir fest, daß unsere Freunde uns in unseren schweren Zeiten nicht im Stiche ließen, daß das Interesse auch an unserer Mission erhalten bleibt. Im neuen Priesterseminar haben bereits die Studierenden ihr zweites Studiensemester begonnen. Es fehlt ja noch manches: Kirchenbänke und Kirchenwäsche, Paramente und so vieles Nötige. Aber mit festem Vertrauen auf Gottes Vorsehung und unserer Freunde und Helfer Unterstützung werden wir das Werk zu Ende führen. Zu Gottes Ehre wollen wir eine Pflanzstätte echten Missionsgeistes, eine Hochburg gegen die Heidenwelt im Heim- und Heidenlande, eine Segensquelle für Heimat und Ferne, ein Denkmal missionsbegeisterten, echt katholischen Sinnes errichten!

Die Missionschwestern in unseren Schulen in Südafrika

Seit fast einem halben Jahrhundert arbeitet die Mariannhiller Mission an der Bekehrung und der religiösen, kulturellen und wirtschaftlichen Erziehung und Hebung der Eingeborenen Südafrikas und in all den Jahren standen den Mariannhiller Missionaren stets treu zur Seite die Missionschwestern vom kostbaren Blut, (gegründet wurde diese Kongregation in Mariannhill im Jahre 1885 vom Hochwst. Abt Franz Pfanner.) Es fehlte zumal nie an frommen, fähigen und praktischen Lehrschwestern, bis in den letzten Jahren ein empfindlicher Mangel an Nachwuchs fühlbar wurde und gerade jetzt, wo Schulen und Anforderungen sich mehren und viele Stellen mit tüchtigen Lehrkräften besetzt sein wollen.

Die ehrwürdige Mutter Paula hat alles getan, was in ihren Kräften stand, um der Mariannhiller Mission zu Hilfe zu kommen, und mit weitem Blick in die Zukunft eine eigene Missionschule in Neuenbecken bei Paderborn gegründet, wo Mädchen von 14 Jahren an für das Lehrfach in den Missionen vorbereitet werden und Jungfrauen von

19 bis 22 Jahren mit Vorbildung Gelegenheit zu weiterer Ausbildung finden.

Da ich speziell seit meiner Berufung als Direktor des kath. Lehrerseminars Mariannhill an den Missionschwestern vom kostbaren Blut eine besondere Stütze fand und ohne deren opferwillige und tatkräftige Mithilfe das Seminar nicht hätte leiten können und gerade in schweren Stunden und in schwierigen Verhältnissen den größten Verlaß an ihnen hatte, so möchte ich nicht nur im Interesse ihrer Genossenschaft, sondern auch in meinem eigenen und dem der ganzen Mission Mariannhill weitere Kreise auf die Schultätigkeit dieser Schwestern aufmerksam machen und mit der ganzen Wärme meines priesterlichen Herzens um den Eintritt frommer und begeisterter Kandidatinnen in diese Genossenschaft werben.

Im ersten Vierteljahrhundert (1885 — 1910) waren in den zahlreichen Elementarschulen der Mariannhiller Mission in Natal, Ostgrigqualand und Rhodesia meistens nur Missionschwestern vom kostbaren Blut tätig. Sie legten mutig Hand ans Werk, bemeisterten die eingeborenen Sprachen und lehrten den Kindern Religion und christliche Sitten, Lesen, Schreiben und Rechnen und alle nützlichen Handarbeiten. Das war eine schwere, opfervolle Arbeit, begleitet von den Hindernissen, die heidnische Eltern und Verwandte ihnen in den Weg legten, und von dem Widerwillen der Naturkinder gegen allen Zwang, welchen Zucht und Gesittung von selbst mit sich bringen. Aber mit Gottes Gnade gelang das Werk. Dazu kamen noch die stets wachsenden Forderungen der Schulbehörde. Englisch und Geographie, zumal Heimatkunde und die Geographie des Britischen Reiches waren von Anfang an Gegenstände des Lehrplanes.

In den Jahren nach 1910 nahm das Schulwesen einen ungeahnten Aufschwung. In fortschreitender Reihenfolge wurden Geschichte, Gesundheitslehre, Naturgeschichte und ein gründlicherer Unterricht im Englischen und in den Eingeborenen Sprachen in den Lehrplan aufgenommen. Die Missionschwestern vom kostbaren Blut machten mit, unterzogen sich den Examina und bestanden sie. Gegen Ende des zweiten Jahrzehntes dieses Jahrhunderts kamen die sogenannten „Intermediate“ Schulen auf, eine Art Mittel- oder erweiterte Elementarschulen, in welchen außer den bereits oben erwähnten Gegenständen Physiologie, eine vertiefte Kenntnis des Englischen und der Muttersprache (Zulu), sowie vertiefter Religionsunterricht (täglich eine halbe Stunde), etwa wie auf deutschen Realschulen besondere Pflege finden. Wiederum erschienen die Missionschwestern vom kostbaren Blut auf dem Plane, und leiteten blühende „Intermediate“ Schulen z. B. in Centocow, Reichenau, Mariathal, Maria Ratschitz usw.

Inzwischen war die Bildung unter den Eingeborenen tiefer eingedrungen, sodaß man auch schwarze Lehrkräfte mehr als bisher in

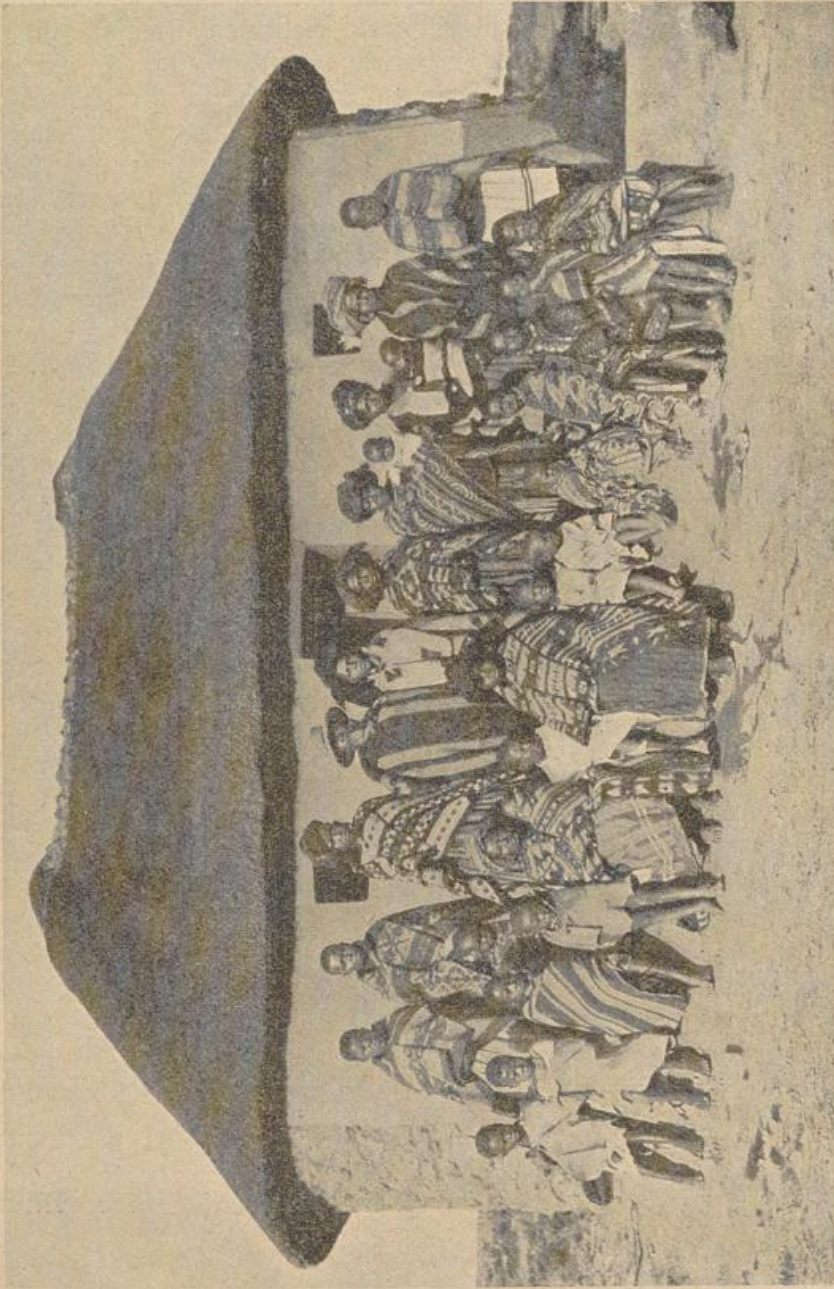
unseren Missionsschulen heranziehen konnte. Das wäre aber nie möglich gewesen ohne die langjährige, opferreiche Lehrtätigkeit unserer Missionsschwestern. In der großen Missionsstation Mariazell waren über zwanzig Jahre lang zwei Schwestern, Schwester Junipera und Schwester Eusebia, in dem dortigen Lehrerseminar tätig, so daß Hunderte von männlichen und weiblichen Eingeborenen dem Unterrichte dieser beiden Schwestern ihr Lehrerexamen verdanken.

Es ist unmöglich, die vielen Missionsschwestern vom kostbarsten Blut mit Namen zu nennen, welche als ehrwürdige Veteraninnen und Katechetinnen mit unermüdlichem Eifer wirkten wie die am 8. Dezember 1924 verstorbene Schwester Philippina, welche 32 Jahre in der Schule tätig war (1885 — 1918), Schwester Engelberta fast ebenso lang, Schwester Rudolfina, Schwester Venantia (gest. am 4. April 1926), die jetzige Mutter Provinzialin Hilaria, Schwester Amiliana, die jetzige Generalleiterin der Kongregation der eingeborenen Schwestern, der Töchter des hl. Franziskus, und viele, viele andere. Eine derselben Schwestern wirkte etwa 26 Jahre lang an derselben Schule als Lehrerin und Katechetin auch bei Erwachsenen, so daß sie im Laufe der Jahre deren Kinder und Kindeskinde unterwies.

Inzwischen wurden auch die abzulegenden staatlichen Prüfungen immer schwerer, aber die Schwestern bereiteten sich mutig vor und bestanden dieselben mit Gottes Hilfe. Schwester Lucia und Schwester Maxima besuchen sogar die Universität in Marienburg, der Hauptstadt Natal's.

Nun ist es an mir, der Ehrwürdigen Mutter Paula persönlich meinen Dank auszusprechen für die großen Dienste, welche die ehrwürdigen Schwestern mir seit 12 Jahren im katholischen Lehrerseminar Mariannhill leisteten, zumal die am 9. März 1925 infolge eines Sturzes vom Pferde verstorbene Schwester Ignatia (eine Deutsch-Amerikanerin und leibliche Schwester der bereits erwähnten Schwester Amiliana) ferner Schwester Clementia, Schwester Generosa, Schwester Gustavina und die jüngeren Schwester Hieronyma und Edista. Ich erkläre, daß ohne dieselben das Lehrerseminar Mariannhill nicht zu dieser Blüte gelangt wäre. Ja, infolge der unermüdlichen Hingabe und Berufstreue sowie der gründlichen Unterrichtsmethode dieser Schwestern überflügelte das Mariannhiller Seminar mit Gottes Gnade sogar die längst bestandenen protestantischen Seminare in vielfacher Hinsicht. Hunderte von eingeborenen Lehrern und Lehrerinnen verdanken den Schwestern ihre Ausbildung und jetzigen guten Stellungen.

Die guten Lehrschwestern vom kostbaren Blut haben im Stillen gewirkt, zum Artikel- und Aufsatzschreiben über ihre Tätigkeit fehlte es ihnen an Zeit. Sie mochten es wohl auch für unbescheiden halten, über ihr Wirken in die Welt hinaus zu berichten. Da aber jetzt infolge des Mangels an neuen Berufen, zum Teil wegen der Verborgenheit



Eine respectable Bajutofamilie in ihrer eigenartigen Wolldeckenlandestracht in unserer Mission

des in Holland ziemlich abseits gelegenen und wenig bekannten Mutterhauses Heilig Blut bei Helmond, ihrem segensreichen Wirken Nachteil droht, so will ich wenigstens meine Stimme zu ihren Gunsten erheben. Südafrika ist reif zur Ernte, aber die Schnitter und Schnitterinnen sind wenige. Mögen dieses wohl bedenken fromme, für das Lehrfach geeignete Jungfrauen in allen deutschen Gauen, nicht nur in Deutschland selbst, sondern auch in Österreich, in der Schweiz, in Holland, in Polen und in den Vereinigten Staaten von Amerika. Deutsch-Amerikanerinnen scheinen besonders geeignet für die südafrikanische Mission zu sein, wegen ihrer in Südafrika unerläßlichen Kenntnis der englischen Sprache und wegen des den Amerikanern eigenen praktischen Sinnes, dessen die apostolischen Arbeiterinnen neben kindlichem Gottvertrauen, gediegener Frömmigkeit und echter Tugend gerade in der Mission sehr bedürfen.

Auf zum heiligen Werke der Mission, auf nach Heilig Blut, dem Mutter- und Noviziatshause der Missionschwestern vom Kostbarsten Blut, (bei Helmond in Holland, Post Beek en Donk) oder in das Filialhaus: Missionskloster der Heiligen Familie in Neuenbecken bei Paderborn (Westfalen). Es handelt sich um Gottes Ehre und das Heil unsterblicher Seelen.

Möge der liebe Gott das hier Gesagte segnen und die heiligen Schutzengel ihr heiliges Werk an den Seelen durch fromme Eingebung beginnen!

Das Göttlichste des Göttlichen ist, mitzuwirken am Heile der Seelen.

P. Bernard Huß R. M. M.

Direktor des Lehrerseminars Mariannhill.

Obigen Ausführungen kann ich nur von ganzem Herzen beistimmen. Wir Mariannhiller Missionare sind den Missionschwestern vom kostbarsten Blut zu innigem Dank verpflichtet für ihre treue Mitarbeit in der Mission hier in Südafrika, besonders in den Schulen. Mögen besonders in unserer Zeit, wo die protestantischen Missionen sich alle Mühe geben, ihre Missionschulen auf die zeitgemäße Höhe zu bringen, wo ferner auch die Regierungen sich bestreben, die Schulen ganz unter ihren Einfluß zu bringen, recht viele junge Mädchen sich melden, um hier in Südafrika als Lehrerin zu helfen, daß dem lieben Heiland die ihm so fernen Kinder gerettet werden.

P. H. Urndt R. M. M.

General-Superior der Mariannhiller Mission.

Am Indischen Ozean

Von Schwester M. Julia, C. P. S., St. Francis

Wunderbar ist das Meer und dessen Aufruhr, so muß man mit dem Psalmisten sprechen, wenn man zum ersten Male an seinem Ufer steht. Ja, wirklich großartig und wunderbar sind die Einrichtungen Gottes in diesem ungeheuren und flüssigen Elemente. Bald liegt es vor unserm kleinen Portiunkula Klosterlein wie eine herrliche dunkelblaue Decke, die am Ufer einen prachtvollen Abschluß findet durch einen Streifen von blendend weißem Schaum. Schöne Schiffe in allen Größen heben sich majestätisch von dem Wasserspiegel ab und promenieren mit Lust der Küste entlang, wo ihnen die grünen Palmen und wilde Bananenstauden säuselnd einen Gruß zunicken. Auch Fischerboote mit ihren Insassen sind bei ruhigem und besonders trübem Wetter fleißig an der Arbeit, um sich ihr tägliches Brot zu verdienen. Die beste Zeit für einen erfolgreichen Fang ist der Abend bei der Laterne, wo die vielen leuchtenden Käfer dem Ganzen ein fast geisterhaftes Aussehen geben. Wenn der volle Mond sich dann aus der ungeheuren Wassermasse wie aus einem erfrischenden Bade erhebt und sich wie auf leisen Schwingen an dem sternbesäten Himmelsgewölbe emporhebt, dann läßt er lächelnd die Riesensfläche wie eine schillernde Silberscheibe erscheinen und die sanften Wellen am Ufer lassen ein behagliches Murmeln vernehmen, als huldigten sie ihrem Herrn und Gebieter.

Doch auch nicht so erfreuliche Wahrnehmungen haben wir bereits am Meere gemacht, so wenn in rabenschwarzer Nacht ein Ungewitter losbricht und es ist dann, als kämpften die Elemente miteinander. Zuckende Blitze schießen in die brausenden Wogen und für einige Augenblicke glaubt man ein Feuermeer vor sich zu sehen, während der Donner kracht und den Boden unter unsern Füßen zittern macht. Aus weiter Ferne dringen manchmal die Töne der Sirene von bedrängten Schiffen an unser Ohr. Stürme sind hier überhaupt sehr zahlreich und die haus hohen Wogen werfen sich dann mit ungeheurer Kraft und Geräusch an das felsige Ufer. Am August vorigen Jahres kamen die Salmon-Fische ganz nahe ans Ufer. Es waren Millarden, so daß die Oberfläche des Wassers ganz schwarz war. Alles was konnte lief zur See, mit und ohne Angel in der Hoffnung, einen guten Fang zu machen. Die schlauen Fischlein blieben jedoch einige Meter entfernt, so daß die zudringlichen Fischer bei aller Anstrengung ihrer nicht habhaft werden konnten, ohne sich der Gefahr auszusetzen, von den tückischen Wellen in die Tiefe gezogen zu werden. Die Seemöven hatten jedoch Festtag. Nachdem sie sich reichlich gesättigt hatten, schwammen sie auf dem Meere und ließen sich von den Wellen hin und her schaukeln. Ganze Rudel von Delfhinen etwa

1 — $1\frac{1}{2}$ Meter lang, ziehen öfters der Küste entlang und machen Luftsprünge aus Übermut. Auch der gefräßige Haifisch läßt sich hie und da blicken. Vor nicht langer Zeit wurde ein junger Haifisch, etwa $1\frac{1}{2}$ Zentner schwer, aus dem Wasser gezogen mit einer starken Angel, ganz in unserer Nähe. Die langen Zähne waren scharf wie die Messer. Das Baden im Meere ist sehr beliebt bei den Weißen sowie bei den Schwarzen, aber es ist auch nicht ganz ohne Gefahr. Vor nicht langer Zeit wurde einer Dame beim Baden ein Stück Fleisch aus dem Bein gebissen von einem Haifisch. Auch die sehr giftige Meerschlangenfahen wir schon. Sehr merkwürdig sind auch die Meerkrappen. Gegen Abend machen sie sich kleine Grübchen in den dick ausgeschichteten Sand am Ufer. Kommt jemand in ihre Nähe, so laufen diese kleinen komischen Tierchen in Windeseile dem Wasser zu und verschwinden in den schäumenden Wellen.

Vor einigen Wochen zeigte mir ein indischer Knabe einen eigenartigen Fisch. Selbiger war $2\frac{1}{2}$ Fuß lang und hatte sieben Schwänze. Diese waren nahezu ein Fuß lang und nach innen mit Warzen besetzt. Im ganzen hatte er das Ansehen eines Aales und gibt eine ausgezeichnete Lockspeise für andere Fische. Beachtenswert sind auch die anderen Sachen, die das Meer herauswirft. Wenn die Flut zurückgegangen ist, findet man Muscheln aller Art, auch eßbare und auf das künstlichste geformte Steine, die jedenfalls in der Tiefe des Meeres von noch vielen unbekannten Bewohnern geformt wurden. Auch ganze Bäumchen und moosartige Gewächse werden manchmal herausgeschwemmt und wenn sie nicht aufgelesen werden, nimmt sie die nächste Flut wieder mit. Ja das Meer ist wirklich eine stumme Predigt, aber hier an der Küste sind sehr wenige, die ihren Schöpfer aus seinen Werken erkennen.

Der erste katholische Missionsarzt in Rhodesia

Von P. Rammerlechner, R. M. M.

Der Mensch besteht aus Leib und Seele und je höher wir die Seele schätzen, um so mehr werden wir auch den Leib zu achten wissen. Darum hat die katholische Kirche schon immer eine ihrer Hauptaufgaben auch darin erblickt, der leidenden Menschheit helfend beizustehen. Darum ist es ein echt katholischer Gedanke, daß auch von katholischer Seite echt katholische Ärzte den Missionsgedanken ergreift und sich der leiblichen Not der Schwarzen erbarmen, wie der Missionar sein ganzes Sein in den Dienst ihrer seelischen Not stellt. Selbstverständlich wird der Mission nur ein Arzt nützen, der den Eingeborenen auch ein echt wahrhaft christliches Leben vorlebt; denn was hätte die

Mission davon, wenn ihr Arzt zwar die Kranken leiblich heilt, aber ein Leben führen würde, das mit der Predigt des Missionars im direkten Widerspruch stünde. Gott sei Dank, ist so ein Missionsarzt bislang noch nicht auf Rosen gebettet und das gibt einigermaßen Garantie, daß nur echte, wahre Samaritergesinnung Missionsärzte schafft. So wird der Missionsarzt selbst auch zum seelsorglichen Helfer des Missionars, da er den Eingeborenen durch sein praktisches christliches Leben beweist, was ein katholischer Laie ist; denn außer den Missionaren (Patres, Brüder und Schwestern) sehen sie meistens von den Weißen alles andere eher, als echt christlichen Lebenswandel.



Dr. Pattis, der Mariannhiller Missionsarzt in Triashill, S.-Rhodesia
mit einigen Waisenkindern

Nun hat auch Triashill seinen Missionsarzt, einen Südtiroler und wenn wir auch sonst keinen Erfolg bisher zu verzeichnen hätten, so wäre das unbestritten sicher, daß die Mission hier der Regierung und überhaupt der weißen Bevölkerung gegenüber sehr an Ansehen gewonnen hat. Aber auch die Eingeborenen wissen unseren „Chiremba“ (Doktor) schon zu schätzen, allerdings muß das Honorar bei ihnen schon sehr niedrig gehalten sein und manchmal ist das auch noch zu viel. Leider fehlt es halt an Geld, wie auch in anderen Punkten, aber zur Not geht es schon. Das Hospital, für das amerikanische Wohltäter aufkommen ist schon im Bau begriffen und einstweilen

Apothek, Operations- und Sprechzimmer alles zusammen in einem Fremdenzimmer im Schwesternhaus untergebracht. Zur Not geht es schon bald wird es ja besser werden. Die seelsorgliche Bedeutung des Missionsarztes liegt ganz besonders darin, daß die Christen nicht mehr gezwungen sind, zu den heidnischen Doktoren zu gehen, damit auch mancher Versuchung zur Sünde enthoben sind. Betet, daß Gott auch diesen neuen Zweig echt katholischer Missionsarbeit segnen möge.

Ein neugieriger Blick

Von P. Solanus, R. M. M., Himmelberg

Neugierige Blicke sind nichts schönes und es wird gewarnt vor solchen. „Du neugieriger Rabe du, schäme dich doch“, hatte in der Volksschule oftmals unser guter Lehrer manchen von uns zugerufen, wenn ein Wagen neben der Schule vorbeiratterte oder gar ein Pferd rennend, hörbar wurde und wir zu den Fenstern hinausschauen wollten.

Diese Tage hatte ich ein Grab draußen in einer Schlucht einzusegnen, da die Angehörigen des Toten nicht imstande waren, die Leiche soweit über Berg und Tal zu unserer Station zu bringen. — Und wie ich da bei einer Hütte vorbeigehe, deren Türe nur angelehnt war, da tat ich einen neugierigen Blick hinein und sah dort ein erwachsenes weißes Mädchen am Boden liegen, eingehüllt in braunen Decken.

Ich trat nicht hinein, sprach auch kein Wort, sondern ging meinem Bestimmungsorte zu, dachte aber unterwegs, daß da etwas hinter den Kulissen stecke, ein weißes Mädchen in einem schwarzen Kraal und in Decken gehüllt am hellen Tage.

Auf dem Rückweg trat ich nun in die Hütte ein und frug woher und wohin und wie es geht und steht. — Da fand ich Folgendes heraus:

Der Inhaber dieser Hütte war ein junger Heide, der vor fünf Jahren mit einem jungen Mädchen heidnisch geheiratet hatte. Die flüchtige Liebe verflog gar bald und der junge Mann gab seinem jungen Weib einen „Riß“ und jagte es weg.

Bald machte er Bekanntschaft mit unserem weißen Mädchen, das noch ohne Taufe lebte. Die beiden Heiden verliebten sich, trotz der Verschiedenheit ihrer Hautfarbe und heirateten heidnisch. Ich fand das junge Weib bedenklich erkrankt und was noch schlimmer war, in wilder Verzweiflung. Es war ihm inne, daß sie als zweites Weib, nicht getauft werden dürfte und der Tod pochte nun an ihrem Herzen und sie sah sich zur Hölle verdammt. Von diesem Manne wegzugehen, ging auch nicht, da der Kaufpreis erlegt war und ihre Eltern sie

nie und nimmer in ihr Haus aufnehmen würden, da sonst der Kaufpreis, 10 Ochsen, verloren gegangen wäre. — Diese Reue erfaßte das junge Weib und sie fing an zu weinen und ihre Jugendsünden zu verwünschen und zu verdammen. Anfangs wußte ich auch keinen Rat, war aber überzeugt, daß der liebe Gott solche Reuetränen niemals übersehen werde und ich hatte mich nicht getäuscht.

Im Hin- und Herfragen brachte ich es heraus, daß das erste verstoßene Weib eine abgefallene Christin war, und somit war auch keine gültige Ehe zustande gekommen, denn eine gültige Ehe kann nur zwischen Christ und Christ oder zwischen Heide und Heide geschlossen werden. Da der heidnische Mann nun eine weiße Heidin gesetzlich geheiratet hat, so war diese Ehe gültig und unsere junge Frau konnte, wenn unterrichtet, getauft werden und bei ihrem Manne bleiben. —

Als ich dieses der Kranken erzählte, da leuchteten ihre Augen auf, die Krankheit verschwand bald und Dank über Dank gegen den lieben Gott entströmte ihrem Munde.

Also auch ein neugieriger Blick kann oftmals gut sein und Segen bringen. — Da Gott sei immer gelobt und gebenedeit. Amen

Bilder aus dem Leben der Schwarzen

Von einem verirrten Schäfchen möchte ich heute etwas erzählen. Regina mit Namen. Sie lebte anfangs in glücklicher Ehe mit ihrem Mann, welcher aber noch Heide war. Sie hatte zwei Kinder als ihr Mann starb. Da sie ihr Heim auf der Missionsstation hatte, so blieb sie anfangs nach dessen Tode auf der Station bei den Schwestern; aber hier gefiel es ihr nicht; Regina liebte ein freies Leben. Da sich keine Gelegenheit bot, zu heiraten, lief sie zu einem Heiden, welcher bereits ein Weib hatte. Ihre Kinder brachte sie zu Verwandten. Albert, dem jüngsten, ging es besonders übel. Schläge und hoshafte Behandlung ja sogar Mordversuch ward ihm zuteil. Regina lebte nun viele Jahre fern von Gott und ihrer Religion. Zuweilen kam sie wohl noch zur Kirche, erkannte wohl auch den gefährlichen Zustand ihrer Seele; wenn man ihr sagte, sie solle sich bekehren, gab sie zur Antwort: „O Schwester, bete für mich, es ist mir zu schwer zurückzukommen.“ Die Jahre eilen dahin, und das Menschenleben ist schnell vorüber; so erging es auch Regina, sie ahnte wohl kaum, daß ihr leizes Stündlein schon so nahe sei. Sie war eine Frau noch in den besten Jahren, von mittlerer Größe und ganz schwarzer Hautfarbe. Noch gesund, ging sie zu den Weißen arbeiten, die sich in der Nähe angesiedelt hatten, mußte aber die Arbeit bald wieder aufgeben, da sie sich schwer krank fühlte. Nach Hause zurückgekehrt, schleppte sie sich des anderen Tags noch

vor die Hütte, um die Postfrau von der Mission, welche hier vorüber gehen mußte, abzuwarten, und bat dieselbe, ihr doch den Hochw. Herrn Missionar zu schicken, sie sei schwer krank. Der Missionar machte sich sogleich auf den Weg, fand die Kranke aber schon so schwach, daß sie noch kaum die hl. Sakramente empfangen konnte. Da lag nun die arme Regina vergessen und verachtet von ihrem Mann und dessen Weib, welche sich inzwischen zum Biergelage begeben hatten und für welche sie Gott und ihr Seelenheil geopfert; verlassen von ihren Kindern, für welche sie so schlecht gesorgt. Nur ein armer lahmer Bursche aus ihrer Verwandtschaft saß an ihrem Lager und stand ihr im letzten Stündlein bei. Es mochte gegen 6 Uhr am Abend sein, als sie plötzlich sagte: „Geh zur Kirche, hörst du nicht wie man läutet“, das waren ihre letzten Worte und sie starb.

Glücklicher, viel glücklicher als Regina war unsere Theresia, ein altes 80jähriges Raffenweiblein. Sie zählt zu jenen Seelen, die der Herr in der ersten Stunde in seinen Weinberg ruft; Theresia verstand seinen Ruf und folgte ihm; sie ging aber erst zu den Protestanten, dort fand ihr Herz den Frieden nicht und nun versuchte sie es noch bei den ama Roma. Ihr sanfter, gutmütiger und fleißiger Charakter machte sie bei allen beliebt. Schon als Heidin scheint sie gut gelebt zu haben, denn sie selbst erzählte, sie habe niemals Schläge von ihrem Mann erhalten und auch mit ihrer Umgebung in Frieden gelebt. Man sagt, sie sei eine Zeit lang eine Wahrsagerin gewesen. Anfangs verweilte sie nur zeitweise bei uns, später blieb sie ganz hier. Mit dem Christentum nahm sie es ernst, erfüllte genau und pünktlich ihre Pflichten. Es ist zu verwundern, daß das alte Weiblein trotz des hohen Alters alles noch so gut erfaßte und begriffen hat. Eine andere lobenswerte Eigenschaft welche man an ihr lobte, war ihre große Dankbarkeit, für die kleinste Gabe kam sie von der Kinderküche heraufgehumpelt um zu danken und noch nach Wochen hatte sie es nicht vergessen. Immer traf man sie an der Arbeit, mit Mattenflechten beschäftigt, bis ihr die Kraft ausging und ihre letzte Krankheit es nicht mehr zuließ. Die letzte Woche vor dem Tod ist sie beständig gelegen; fragte man sie, wie es ihr gehe, so antwortete sie: „O Schwester bete für mich, daß ich bald sterbe, ich werde nicht mehr gesund.“ Theresia starb eines sehr erbaulichen Todes. Ihr Sterbetag war gut gewählt, am Feste des hl. Joseph entschlief sie sanft im Herrn, ihre letzten Worte waren: Jesus, Maria Joseph!

Theresia hatte zwei Töchter und einen Sohn. Nur eine davon ist getauft. Ihrem Sohn, welcher sie einige Tage vor ihrem Tode besuchte, redete sie sehr zu, sich doch auch bald zu bekehren, seine Frau und Kinder sind schon lange getauft.

Der Platz den Theresia im Marienhanse freigemacht, wurde von der alten Elisabeth, welche schon seit langem blind ist, wieder eingenommen;

und das kam so! Elisabeth hatte zwei Töchter und wie ich sie sagen hörte, auch einen Sohn. Ihre Töchter waren beide erwachsen — die Ältere davon mit Namen Maria wurde krank. Da die Krankheit andauerte, wurde sie zum Arzt gefahren, fiel aber unterwegs so unglücklich vom Wagen, daß sie bald darauf starb. — Die Jüngere hieß Marianna und war von Geburt an blödsinnig. An gesunden Tagen war sie auch im Land herumgelaufen, und wenn die Kinder sie neckten, hat sie dieselben mit Steinen geworfen. Seit sie nun noch an der Grippe gelitten, kränkelte sie beständig und ist viel schwachsinniger



Apothek und Operationsraum in Triashill
Krankenschwester M. Apollinaris, C. P. S.

geworden. Beide führten ein gar armseliges Dasein, und lebten vom Almosen unserer Mission. Marianna sah ich daheim nur mit einem Sack oder einer alten Decke bekleidet. Sie sollte früher in eine Anstalt gebracht werden, aber Elisabeths Mutterliebe ließ das nicht zu. „Was“, sagte sie, „man will mir ein Kind nehmen, o meine Marianna. O mein Kind.“ In ihrer letzten Krankheit lag sie beständig in ihren Armen und mußte gepflegt werden, wie ein neugeborenes Kind; doch das alles minderte ihre Mutterliebe nicht; ihre Krankheit nahm immer zu und sie starb bald darauf in der Oktav von Allerseelen. Ihr Begräbniß war so armselig, wie ich kaum ein zweites gesehen — in Säcke und Lumpen eingewickelt und mit grünen Zweigen bedeckt lag sie

auf der Tragbahre, und wurde so ins kühle Grab gebettet. Elisabeth blieb nun auf der Station. Als ich sie des andern Tages besuchte, lag sie ganz erschöpft auf einer Strohmatte, einen Ziegelstein unterm Kopf, ihre Kleider wimmelten von Ungeziefer, nachdem sie gereinigt worden und alles geordnet war, fühlte sie sich überglücklich ein so schönes Heim gefunden zu haben. Wenig genügt, um die guten Leute zufrieden zu stellen.

Missionspost

Aus den Briefen des Hochw. P. Kammerlechner R. M. M. in Triashill Rhodesia, entnehmen wir folgendes:

Der Besuch der Außenstation gehört auch zum Alltag des Missionars; denn man kann beinahe sagen, zwei Drittel auf der Hauptstation und ein Drittel auf der Außenstation, manchmal wäre es sogar richtiger ein Halb und ein Halb zu sagen. Diese Besuche bringen aber auch manche Abwechslungen in den Alltag mit seinen vielen Sorgen und Scherereien auf der Station. Vor allem, wenn man auf der Außenstation einmal mit den Leuten bekannt ist, ist es vielfach ein recht nettes Verhältnis zwischen dem Missionar und seinen Schäflein.

Die Leute von St. Elisabeth waren verzogen und hatten Hütten und Schule dem Verfall überlassen. So mußte also am neuen Platz eine Schule gebaut werden und da der eigene Hüttenbau ihnen doch wichtiger war als der Schulbau, so brachte dieser Abelsstand längere Zeit manche Unannehmlichkeiten bei jeweiligen Besuch mit sich. Vielleicht haben die werten Leser die Geduld, mich in dieser Zeit auf einem meiner Besuche in St. Elisabeth begleiten. Am frühen Morgen ging es mit dem Rad nach St. Joachim, um zuerst hier die Schule zu visitieren und Gottesdienst zu halten. Von St. Joachim ist in ein bis zwei Stunden leicht nach St. Elisabeth zu kommen. Der Weg ist allerdings sehr schlecht, große Sandstellen und zuletzt über Berg und Tal, aber Missionar und Rad sind solche Wege längst gewohnt. Also von St. Joachim so gegen 1 Uhr Abfahrt und in St. Elisabeth gegen 3 Uhr Ankunft. Nun aber war es an einem heißen Tag und die Leute waren alle auf dem Feld. Ich lehnte meinen Gaul an die Hütte eines Christen, suchte in meiner Ledermappe den letzten Apfel, um meinen Durst etwas zu stillen und wollte mich dann gleich dem Heiland mit dem Brevier in der Hand zurückziehen, um zu beten. Nahebei stand auf einem Felsen eine Getreidehütte und in ihrem Schatten wollte ich in aller Ruhe mein Brevier beten, bis die Leute von den Feldern heimkommen würden. Doch leider hatte ich die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Ich hatte kaum angefangen, als einige Kinder mich erspäht hatten: „Baba wawuya“ „der Vater ist da.“ Sie stiegen also etwas schüchtern zu mir herauf und setzten sich in meine Nähe. Anfangs verhielten sie sich, nachdem sie mich begrüßt, ganz ruhig, aber allmählich wagten sie ihren ersten Angriff. Zuerst galt es den Ledergamaschen an meinen Beinen. Es wurde versucht sie abzuschnallen, gar bald aber interessierte sie auch das Innere meiner Taschen und so blieb mir nichts anderes übrig, wenn ich nicht grob werden wollte, als mein Brevier zu schließen und meine Aufmerksamkeit meinen Gästen zu widmen. Zuerst ging es meinen Erdnüssen in meiner Tasche an den Leib. Die Erdnüsse werden auch von den Eingeborenen gepflanzt und gern gegessen. Dann wurden meine Hände bewundert und ein kleiner Knirps fragte staunend: „Wäschst du deine Hände alle Tage, weil sie so weiß sind?“ Ganz besonders zutraulich aber war das Töchterlein unseres Christen William, in dessen Hütte ich gewöhnlich schlief und meine Mahlzeiten einnahm; ja sie wurde sogar auf die anderen eifersüchtig und wollte nicht haben, daß auch diese mit mir spielten. Als wir bei einbrechender Nacht in der Hütte am Feuer saßen und sie mich mit ihren Spielgelüsten immer noch plagte, wurde sie von ihrer

Mutter darüber zurecht gewiesen: „Sofie, laß doch den Vater in Ruh.“ Aber die Antwort war: „Das ist mein Vater.“

Zwei Mädchen hatten mir von Triashill aus Proviant gebracht und zwar für drei Tage, da ich ja von St. Elisabeth noch nach St. Joseph und Loretto mußte. So ein Abend in der Eingeborenenhütte hat seine eigenen Reize. Da plaudern sie oft tief in die Nacht hinein, um das Feuer in der Mitte gelagert. Doch wenn der Missionar da ist, geht man früher schlafen, denn morgen ist ja Gottesdienst und da will man doch beichten und kommunizieren und vielleicht tut man es auch mit etwas Rücksicht auf den müden Gast. Doch das Schlafen in der Hütte Williams war durchaus nicht angenehm, da sie auf abschüssigem Gelände gebaut ist und so war immer Gefahr, von der Matte herabzurutschen; dazu wisperten und flüsterten Mäuslein und Ratten um einen herum, so daß man sich in ein Märchenland versetzt glaubt. Doch wenn man müde ist, schläft es sich überall gut.

Am anderen Morgen hieß es an den Altarbau denken, denn die Schule war erst begonnen und hatte noch kein Dach und auch die eingerammten Pfähle waren noch nicht verstrichen, so daß der Wind überall freien Durchzug hatte. Die Höhe der Pfähle ist etwas mehr wie Manneshöhe wo alsdann, um ein Notdach herzustellen, noch Bäume darübergelegt waren mit Decken bedeckt, da war die Geschichte schon sehr niedrig ausgefallen. Auch dem Wind verspernte man notdürftig den Zutritt mit Decken, und ein Altartisch ward auch bald fertig. (Vier kurze Pfähle mit einer Gabel wurden im Boden befestigt und die 4 Gabeln bildeten den Halt für zwei Querspähle und durch Längspfähle war ein Tisch, aber ein sehr holperiger fertiggestellt. Diesem Uebelstand suchte man noch durch das Darüberbreiten einer Matte abzuheben). Sehr primitiv und wohl nicht ganz den liturgischen Vorschriften entsprechend, aber besser war es doch als das letzte Mal in der Hütte Williams. Da war der Altartisch so minder ausgefallen, daß jeder Altarfuß eine Turnübung war und da man eine Matte aus Schilf am Boden ausgebreitet hatte, war es eine Gleichgewichtsübung, nicht ins Rutschen zu kommen auf dieser schiefen Ebene; denn das Schilf war sehr verführerisch zum Hinlegen einzuladen.

Also der Altartisch war fertig und so konnte man auch ans Beichtthören denken. Das Wort Beicht-Stuhl kommt bei uns vielmehr zur Geltung, als in der europäischen Heimat. Ich meine nämlich das Wort „Stuhl.“ In Europa ist das sehr oft ein unförmlicher Kasten. Auf unseren Außenstationen gilt als Beichtstuhl jedes als Stuhl verwendbares Möbel. So habe ich verschiedene Beichtstühle. Einen großen Stein, die Messtischentiste, einen abgesägten Baumstumpf (Eingeborenenstuhl) und St. Elisabeth schlägt den Rekord, denn da fungiert als Beichtstuhl eine leibhaftige Trommel. An sich ist diese Art des Beichtens sehr erbaulich, wenn das Beichtkind so frei, ganz demütig vor dem Beichtvater kniet. Ja so manches altes Weiblein stützt denn noch sogar seine gefalteten Hände auf den Knien des Missionars, ein Bild rührenden Vertrauens. Etwas gefährlicher wurde es denn allerdings bei der hl. Messe, als ein Windstoß eine Decke hochhob und so die Gefahr bestand, daß sie mir auf das Allerheiligste auf den Altar geworfen würde. Ja in der Heimat da gäbe es unter solchen Bedingungen kein Messelesen, aber der Missionar kann eben nicht anders, wenn er seinen Schäflein die Gnade des Opfers und der hl. Sakramente verschaffen will.

Ja wie lange wird es noch dauern bis auch im Missionsland überall ein Kirchlein steht, überall da wenigstens, wo die Notwendigkeit besteht, das hl. Opfer zu feiern und die hl. Sakramente zu spenden. Das wird allerdings noch lange dauern. Es gibt eben noch weite Gebiete, die nicht einmal so viel haben, wie St. Elisabeth und die eben noch immer vergebens auf einen Missionar warten. Bis dann alles beendet ist wird es Mittag und Frühstück und Mittagessen fällt dann in eines zusammen, eine sehr verbilligte Lebensweise. Nachdem denn die kleine Sofie noch vergebens meinen Tropenhelm angepaßt hatte, ging es mit gepacktem Rucksack (Proviant für 2—3 Tage) St. Joseph zu. In den Ferien begleitet den Vater auch manchmal eine Schwester auf größeren Touren, sonst machen sie nur die Tagestouren. Ist das nicht fein? Nun wer will zu uns kommen?

Wie Tshali, ein Missionspferd, ein Lehrmeister der Leute wird

Von P. Paulus Quiotef, R. M. M.

Schon viele Jahre ist Tshali im Dienste der Mission in L. in Ost-Griqualand tätig. Es ist ein sehr starkes Pferd von halbrauner Farbe mit weißem Stern auf der Stirne. Es greift gut aus und eilt in gleichem Trab, besonders wenn es sich um einen Krankenruf handelt. Fast scheint es, als ob es verstehen wollte, sobald man ihm zuruft: „Tshali, jekt schnell; wir müssen bald beim Schwerkranken eintreffen.“ Das gelehrige Kößlein beschleunigt sofort seine Schritte. Will man es besteigen, so wendet es seinen Kopf zur linken Seite, um zu schauen, ob man den Fuß auch recht in den Steigbügel setzt; und hat man sich hinaufgeschwungen, sogleich hebt es den Kopf hoch empor und trabt freudig dahin. Ich gebrauche keine Reitpeitsche beim Tshali, obwohl es jede Woche die verschiedensten Touren nach allen Richtungen machen muß; und heruntergeworfen hat es mich nicht während der ganzen Jahre hindurch. Gelehrig zeigt es sich, sobald man an einen Graben oder Fluß oder in eine sumpfige Gegend kommt. Das Pferd bleibt einfach stehen und untersucht zuerst, ob man sich hineinwagen darf oder ob man glücklich hindurchkommen wird. Schwarze Männer, die bisweilen da und dort mit mir geritten sind und den Tshali beobachteten, sprachen wiederholt zu mir: „Pater, Dein Pferd ist ein wahrer Schutzengel für Dich; denn es ist so vorsichtig, wenn es in die Flüsse geht. Es wird dich vor dem Ertrinken bewahren.“

Das reine Gegenteil vom behutsamen Tshali ist ein junges Reservepferd, das mit seinen langen Beinen schnurstracks in jeden Fluß und über jeden Graben und jeden Sumpf hindurchschreitet, als ob es kein Hindernis und keine Gefahr kennen würde. Gar schlau ist mein Tshali, sobald es bergab geht. Oben am Berge oder Hügel macht es eine Wendung nach rechts, bleibt stehen und dreht wiederum den Kopf zum linken Steigbügel hin, als möchte es dem Reiter sagen: „Steig ab; es geht jekt den Berg hinunter.“ Und Tshali wartet geduldig, bis der Reiter abgestiegen ist.

Wie oder was macht der gelehrige Tshali auf einer Außenstation? Kommen wir nach mehreren Stunden in einer Außenstation an, so wälzt sich das Pferd zunächst im Sandboden oder Rasenplatz, um den Schweiß abzutrocknen; alsdann sucht es sich ein gutes Grasplätzchen aus. Komme ich aber nach einer Weile aus meinem Missionshaus mit vorgehaltener Hand heraus, so kommt mein Tshali auf mich zu. Denn er weiß schon, daß es eine kleine Belohnung für die überstandenen Mühen des Weges erhält. Auf entfernteren Außenstationen bringen mir nämlich gute Leute etwas Maiskörner für mein Pferd, und so erhält es eine Hand voll Mais nach der Ankunft. Gewöhnlich ist dies



Missionspfarrkirche von Maria Ratschitz in Südafrika

auf der Außenstation F. der Fall. Zu verschiedenen Malen trat ich aus der Kirche und ging zu meinem Zimmer; rief ich nun: „Tshali, komm“, so folgte mein Tshali wie ein Hündlein. Verwundert sprachen die Schwarzen, die in der Nähe standen: „Schau' doch, wie das Pferd dem Vater folgt.“ Früh morgens vor 5 Uhr stellte sich mein Tshali vor meiner Türe ein, schnauzte und schlug mit dem Kopf an die die Türflinge, damit ich aufstehe. Öffnete ich also die Tür, so neigte er den Kopf zum Fußboden; er wollte nämlich nur ein paar Maiskörner betteln. Hat er etwas davon erwischt, so macht er sich aus dem Staub.

Eines Tages, es war an einem Sonntag, befanden wir uns auf einer anderen Außenstation St. Peter. Am folgenden Tage, Montag früh ließ sich Tshali das schöne Gras in der weiten Umzäunung des Missionshauses wohl schmecken. Nach dem Gottesdienst sollte ich einem Schwerkranken in der Nähe die hl. Kommunion bringen. Der Weg von der Kirche durch das naheliegende Türchen und durch den ganzen Garten bis zum anderen Ende desselben war nicht weit, und so ging ich zu Fuß. Nach der hl. Messe nahm ich also die Bursa mit dem Sanctissimum und begab mich zu dem Schwerkranken. Die Leute standen an der Kirchenseite. Kaum gelangte ich zur Gartentür, als mich der Tshali sah; sofort kam das Pferd an mich heran und neigte seinen Kopf zu meiner Brust, als wollte es den verborgenen Heiland begrüßen und anbeten; und es begleitete mich den ganzen Gartenweg hindurch bis zum anderen Ende, bis zum zweiten Türchen, das in der Nähe der Hütte des Kranken sich befindet. Die Schwarzen beachteten den Hergang der ganzen Sache vom Kirchplatz aus. Als sie sahen, wie das Pferd mir entgegenkam, und wie ein Ministrant mich den ganzen Weg hindurch zum Kranken begleitete, da staunten sie ob solchen Beispiels eines Tieres, das den verborgenen Erlöser begleitete; und alsbald eilten sie nach. Der Kraal des Kranken war also in Bälde mit Gläubigen angefüllt, die dem Herrn ihre Huldigung darbrachten und für den Schwerkranken um Hilfe flehten. Das gute Pferd hat tatsächlich die Leute unterwiesen, dem Priester das Geleite zum nahen Kranken zu geben. Durch diese Begebenheit wurde Tshali faktisch, wenn auch unbewußt, ein Lehrmeister der Schwarzen.

Der falsche Salomo

Von P. Solanus, R. M. M., Himmelberg

Daß es auch unter den Schwarzen geriebene Gauner gibt, zeugt folgender Vorfall.

Ich war damals in Clairvaux stationiert, als man eines Tages hörte, daß der junge Zulukönig Salomon, der Sohn des verstorbenen

Zulukönigs Dinizulu umherreise um Land und Leute kennen zu lernen. Plötzlich hieß es, die schwarze Majestät sei beim Chief Masahleni, der nur dreiviertel Stunde von unserer Station wohnte, angekommen. Die Leute wurden benachrichtigt sich dort einzufinden um ihrem neuen König zu huldigen, und jeder Kraalbesitzer soll als Ehrengabe wenigstens 2 Mark an Geld mitbringen. Da gab es fröhliches Treiben, Rehlas mit dem Kopfring und Schild, gekleidete Männer, Burschen welche in den Städten arbeiteten und fein herausstafiert waren. Frauen und Mädchen möglichst geschmückt, eilten herbei. Ein Ochse wurde geschlachtet, gebraten, da wurde getanzt, gegessen und getrunken, und das „Bayete“ Hochrufen wollte fast kein Ende nehmen. Alles war guter Dinge und bei Sonnenuntergang gingen die Leute wieder nach Hause, glücklich ihren Fürsten von Angesicht gesehen zu haben. Der angebliche König war von zwei jungen Männern begleitet, was vielen ergrauten Männern auffiel, da gewöhnlich jeder Chief und so auch der König von seinen Indunas, lauter älteren Männern, begleitet ist. Als des anderen Tags Sr. Majestät seinen Kragenjammer überwunden hatte, sagte er zu Masahleni dem Chief: „Du ich habe meinen Paß verloren, gehe mit mir zum Court damit ich einen Neuen bekomme.“ Der erstere ließ sein Pferd satteln und begleitete ihn mit seinen Indunas. Der damalige Magistrat Mr. Warsner war auf Urlaub und der Assistent Magistrat fungierte an seiner Stelle. Der verlangte Paß wurde ohne Schwierigkeiten ausgestellt und nach einem herzlichen Abschied vom Chief ritt der Fürst mit seinen beiden Begleitern von dannen, um andere Chiefs zu besuchen. Da kam er auch in die Nähe von Ladysmith zu einem alten, ergrauten Chief, welcher den Dinizulu persönlich kannte und ebenso mit dem damaligen Prinzen öfters zusammen kam. Als sich der Schwindler als den neuen Zukukönig vorstellte, wußte ersterer sofort woran er war. Er hieß ihn willkommen, ließ einen Ochsen schlachten, schickte aber im Geheimen nach der Polizei. Als man im besten Schmausen war, kamen zwei weiße und ein schwarzer Polizist und statt des königl. Grußes boten sie ihm die Handschellen und führten ihn in sichern Gewahrsam. Der Gauner schien mit seinen beiden Begleitern in Compagnie gearbeitet zu haben, denn er hatte verhältnismäßig wenig Geld bei sich. Nun gab man ihm 4 Jahre Zeit darüber nachzudenken, daß auch die geheimsten Spitzbubereien endlich an das Tageslicht kommen.

„Befürchtet nicht, es werde das, was ihr für die auswärtigen Missionen tut, der Heimat entzogen. Gott wird anstatt eines Missionars, welchen ihr ausfendet, mehrere Priester für die Heimatseelsorge erwecken.“

Benedikt XV.

Der Sohn des Bannerherrn

Episode aus dem Kappeler Krieg

Fortsetzung

Von Joseph Spillmann S. I.

Nachdruck verboten

V. Die Flucht

Am folgenden Morgen bot das kleine Zug einen kriegerischen Anblick. In aller Frühe holten die Geschützmeister die Feldschlangen, Beutestücke aus dem Burgunderkriege, aus dem Zeughause hervor und pflanzten sie auf ihren schwerfälligen, vierrädrigen Wagen auf dem Platze unter den Linden auf. Die Munitionswagen fuhren zum Pulverturme, wo die mit Eisen beschlagenen Kasten vorsichtig mit Pulver gefüllt wurden, nicht ohne daß die Männer vorher einen frommen Spruch gebetet hätten. Von Patronen hatte man dazumal noch keinen Begriff; der Geschützmeister schöpfte mit einem Gefäße so viel, als ihm nötig schien, aus dem Kasten und goß es in das Geschützrohr; dann trieben die Knechte einen Pfropfen Werg nach, und zuletzt kam eine Anzahl faustgroßer Kieselsteine. Kugeln waren ebenfalls noch wenig im Gebrauche. Inzwischen wurden die Hafenbüchsen unter Aufsicht eines erfahrenen Schlossermeisters geprüft, gereinigt und geladen. Die Straßen füllten sich immer mehr mit Gewaffneten. Am Nachmittage rückte das Banner von Schwyz ein, rüstige kraftvolle Gestalten aus den Bergen und dem wilden Tale der Muota, und bald nachher landeten bei Fackelschein die Schiffe, welche die Männer von Unterwalden über den See getragen — hoch wehte das Schlüsselbanner. Tief in der Nacht kam das Banner von Luzern mit zahlreichem Kriegsvolke und Geschütz; fast zu gleicher Zeit zogen die Urner von der Oberwyler Seite her in das Städtchen ein.

Das war ein Drängen und Treiben auf den Straßen und Plätzen! Die Häuser konnten dem Kriegsvolke kein genügendes Unterkommen bieten; so lagerten große Scharen unter freiem Himmel. Hellflackernde Feuer warfen ihren roten Schein auf die bunten Gruppen. Die Leute waren guter Dinge. Der Wein, der aus dem Rathauskeller in großen Krügen gereicht wurde, löste die Zungen; Spottlieder auf den nagelneuen Glauben ertönten, und mancher derbe Witz auf den Züricher Propheten wurde mit schallendem Gelächter aufgenommen.

Inzwischen hatten sich die Hauptleute und Ratsboten der katholischen Kantone auf dem Rathausaale versammelt. Dasselbst wurde der Absagebrief an Zürich verfaßt und ausgefertigt. Während der Nacht noch trug ihn ein Bote nach der feindlichen Stadt. Der dortige Rat war nicht wenig betroffen; ein so rasches Handeln hatte man nicht erwartet, zumal alle Nachrichten seitens der Reformfreunde ausgeblieben war.

Unterdessen dämmerte der Morgen des 11. Weinmonats. In Zug riefen die Glocken von Sankt Oswald die frommen Krieger zur Feier der heiligen Messe. Das ehrwürdige Gotteshaus mit seinen hochgewölbten Schiffen war gedrängt voll von den kräftigen Männern, die, kühn und trübig dem Feinde gegenüber, hier vor dem Herrn der Heerscharen in Demut auf den Knien lagen. Mit lauter Stimme beteten die Hauptleute den Rosenkranz vor, und die Scharen antworteten. Als das heilige Opfer zu Ende war, stiegen die Fahmenträger die Stufen zum Chore hinauf, und Pfarrer Weingärtner segnete die Banner ein. Dann richtete er ergreifende Worte an die Krieger. Oft seien sie für Freiheit und Vaterland in den Kampf gezogen, aber nie habe es ein so kostbares Gut gegolten wie heute. Handle es sich ja um den heiligen Glauben der Väter. Und er legte mit beredten Worten dar, wie die von Christus gestiftete Kirche als ein göttliches Werk nie untergehen könne. Nun sollten sie selbst urteilen, auf welcher Seite die wahre Kirche sei. Sie hätten alles bewahrt, was ihren Altvordern hehr und teuer gewesen: das hochheilige Sakrament des Altars, die Heiligkeit des Priesterstandes, die Verehrung der Mutter Gottes und der lieben Heiligen, den Gehorsam gegen die Kirche und deren sichtbares Oberhaupt. Drüben aber habe man auf das Wort eines abtrünnigen, eiddrückigen Priesters hin das alles mit Füßen getreten; man habe die Kirchen ausgeplündert, die heiligen Gefäße eingeschmolzen, die Asche der Heiligen in den Wind gestreut. Doch könne sich der neue Prophet wahrlich weder an Gelehrsamkeit noch an Heiligkeit mit den Sau-

senden der Väter und Lehrer der Kirche, mit den Päpsten, Bischöfen und Gottesgelehrten messen! Und nun wolle man ihnen mit Gewalt diese seine neue Lehre aufdrängen. „Eidgenossen“, rief der Priester zum Schlusse, „eher Gut und Blut verlieren als das Unterpfand der Seligkeit, unsern alten, heiligen, katholischen Glauben!“

Wie das Brausen der See durchlief eine gewaltige Bewegung die kriegerische Gemeinde. Dann trat der Hauptmann Hans Golder aus Luzern, der Feldoberste der katholischen Kantone, vor und verlas die uralte Kriegsordnung. Darin hieß es: „Der Mann rücke in seiner Ordnung an, bete zu Gott, und dann soll er die Augen auf- und die Hände hart zutun und wacker und mannlich einhauen. Will einer die Flucht ergreifen, so darf ihn sein Nachbar töten. Niemand beleidige das hilflose Alter oder Geschlecht, oder vergesse, die Kirchen und Priester zu ehren.“ Die Kriegsordnung wurde beschworen; dann zog das Heer mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen vor die Stadt, um unter Waffen der Rückkehr des Boten zu harren, welcher den Absagebrief nach Zürich getragen hatte.

Hedwig stand am Fenster und schaute auf die vorüberziehenden Scharen. Man sah es der Jungfrau an, daß der Schlaf die letzten zwei Nächte ihren Augen geflohen hatte und statt dessen manche heiße Träne über ihre Wangen geflossen war. Den Tag über hatte sie Arbeit in Fülle; das Haus war voll von vornehmen Gästen, Bekannten des Vaters von Feldzügen und Tagelohnungen her, und sie mußte die Wirtin machen. So zwang sie sich, vor den Fremden fröhlich und munter zu sein; aber es gelang ihr nur halb, und der Bannerherr Sonnenberg aus Luzern meinte, ob dem Fräulein vielleicht ein lieber Bräutigam mit in den Krieg ziehe? Das war es nun nicht; der Bruder, der droben im Baarerthurm gefangen lag, schwebte der liebenden Schwester stets vor der Seele. Sie hatte ihm gestern durch den alten Wunibald ein kleines Brieflein zugesandt, aber keine Antwort von Wolfgang erhalten. Es ahnte ihr, die Gefangennahme habe eine schlimme Wirkung auf den Bruder geübt.

So war es in der Tat. Wolfgang war die ersten Stunden seiner Gefangenschaft außer sich vor Zorn und Aufregung. Als dann der Sturm etwas ausgetobt

hatte, zog ein anderes, peinliches Gefühl, das er bisher noch selten empfunden, in seine Brust ein — Furcht. Er dachte nämlich über die Ursache seiner Verhaftung nach; da kam ihm statt des wahren Grundes plötzlich in den Sinn: „Mein Vater hat im letzten Augenblicke noch von den Zusammenkünften in der Fischerstube gehört; meine heimlichen Gänge nach Zürich sind entdeckt, und der Verdacht des Vaterlandsverrates lastet auf mir.“ Die Phantasie des Jünglings griff diesen Gedanken auf und spann ihn in ängstigenden Bildern weiter. Er sah sich vor Gericht gestellt; er hörte die Unschuldbildung des Ammanns Tof; er konnte nicht erwidern als Leugnen. Aber er wußte, was ihm nach dem strengen Gerichtsverfahren jener Zeit bevorstand — die Folter, und er erschauerte bis in das Mark seiner Gebeine.

Am nördlichen Endpunkte des Halbkreises, den die Mauern der Altstadt beschrieben, stand damals und steht noch heute am Seeufer ein finsterner, vierediger Turm, im Volksmunde der Raibenturm genannt. Dort waren in dunklen Gewölben die Gefängnisse der todeswürdigen Verbrecher; dort befand sich auch die Folterkammer mit ihren jetzt noch Schauer erregenden Vorrichtungen. Dahin eilte die Phantasie des Gefangenen, und schon der Gedanke an die Möglichkeit trieb ihm den Angstschweiß auf die Stirne.

Umsonst suchte er Ruhe; der Schlummer floh seine Augen. Zu den ängstigenden Bildern seiner Phantasie gesellte sich das Ungewohnte seines Nachtquartiers. Die Turmuhr über ihm rasselte, das Räderwerk schnarrte, der schwere Pendel hakte seinen geräuschvollen Gang, und dann schnurrte wieder das Schlagwerk und fiel der Hammer und dröhnte die Stundenglocke.

Wie froh war Wolfgang, als der späte Herbstmorgen endlich anbrach! Es wurde lebendig drunten in den Gassen; der Gefangene setzte sich an das schmale Turmfensterchen und schaute hinab. Wie er nun die kriegerischen Zurüstungen sah, nahmen seine Gedanken eine andere Richtung. „Binnen weniger Tage“, tröstete er sich, „müssen ja die Züricher kommen und mich befreien; dann wird mein Vater sehen, wer recht hatte — ich, der ich den Frieden mit dem mächtigen Zürich wahren wollte, oder der, der durch sein trotziges Festhalten dieses Unglücks über unser Land heraufbeschwor.“

Der alte Munibald kam und brachte Wolfgang Speise und Trank. Wie erschrad der Geselle, als er den Gefangenen erkannte, von dem ihm die Wächter berichtet hatten, seine Eintürmung müsse ganz geheim bleiben! Und sein Schrecken wurde noch größer, als er von Wolfgang die mutmaßliche Ursache der Verhaftung erfuhr.

„Es wird schon so sein“, sagte der alte, und die Knie zitterten ihm sichtlich. „Da werde ich wohl auch in meinen alten Tagen vor das hochpeinliche Halsgericht gestellt werden.“

Der Jüngling beruhigte den Torwart; er hatte inzwischen seinen Plan gefaßt. „Mit etwas Mut und Klugheit“, sagte er, „wird es wohl nicht so weit kommen. Ich wette zehn gegen eins, die Züricher siegen, und dann haben wir nichts zu fürchten. Sollten sie aber geschlagen werden, dann freilich möchte es das Beste sein, wenn wir zwei Zug beizeiten Lebewohl sagen. Und das kann ja so schwer nicht sein, da unsere hochweisen Herren dir den Schlüssel des Turmes anvertrauen.“

Von da an war Wolfgang guten Mutes. Am Abende erhielt er durch den alten Turmwart das Briefchen Hedwigs. Sie beschwor ihn, reumütig zum Vater zurückzukehren und mit ihm in den Kampf zu ziehen. „Es ist zu spät“, sagte der Gefangene.

Am folgenden Tage riefen ihn die schrillen Töne der Querpfeifen und das Wirbeln der Trommeln an das Turmfenster. Das Heer zog kampfbereit die Neugasse herunter. Die wallenden Banner, die fliegenden Fähnlein, die im Sonnenschein schimmernden Rüstungen der Führer, das bunte Gemenge der in Schritt und Tritt nachdrängenden Scharen mit ihrer mannigfachen, seltsamen Bewaffnung — breite, mannshohe Schlachtschwerter, blanke Hellebarden, schwere Piken, lange Spieße, wuchtige Morgensterne starrten aus der Menge hervor — das alles war ein farbenreicher, kriegerischer Anblick. Die Geschütze auf vierräderigen Wagen und die Schar der Hakenschilden schlossen den Zug. Dann sah Wolfgang, wie ein staubbedeckter Bote von Baar her kam, wie er den Hauptleuten Meldung machte und wie alsbald der Befehl zum Ausbruch gegeben wurde. Das Heer zog ab; er hörte, wie unter ihm das Stadttor geschlossen und die Zugbrücke knarrend emporgezogen wurde.

Die Straßen des Städtchens, eben noch so belebt, schienen wie ausgestorben. Alle waffenfähige Mannschaft war fort; die Zurückgebliebenen, Greise, Frauen und Kinder, füllten entweder die Kirchen oder lagen in den Häusern auf den Knien, betend für das Leben eines Vaters, eines Bruders, eines Gatten und für den Sieg des heiligen Glaubens.

Eine bange Ruhe lagerte über der sonst so fröhlichen Ortschaft und stach seltsam ab gegen den hellen, sonnigen Herbstnachmittag. Die Berge schauten hehr und ruhig aus ihren blauen Höhen herab; der See lag friedlich wie ein klarer Spiegel in der Tiefe; Zugvögel steuerten hoch darüber hin dem wärmeren Süden zu, und die Sonne senkte sich langsam und farbenprächtigt. Jetzt stieg sie hinter den westlichen Höhen hinab; kleine Wölkchen, welche sie mit Purpur und Gold überhauchte, zeigten die Stelle, wo sie verschwanden. Aber auch diese erbleichten, und nur die Gletscher des Berner Oberlandes, die Jungfrau, der Mönch, der Eiger und das Finsteraarhorn, von den Sonnenstrahlen noch erreicht, glühten und flammten wie flüssiges Metall.

Und dieselbe Sonne, welche die Abendwolken und die Firne der Hochalpen mit Purpur übergoß, sah Blut in Strömen fließen und leuchtete dem bitteren Todeskampfe, in welchem manch junges Leben rang!

Die Nacht war gekommen. Man hatte in Zug noch keine Nachricht. Daß geschlagen wurde, wußte man: ein frischer Nordwind hatte das Dröhnen des Geschützes seit vier Uhr von der kaum zwei Stunden entfernten Grenze herübergeweht. Mit Einbruch der Dunkelheit war alles ruhig geworden. Da auf einmal hörte man die Glocken von Baar — war es Sieg oder Sturm? Eine Viertelstunde später kamen Reiter, und wie der Blitz verbreitete sich die Kunde: „Sieg! Sieg!“ Da hob ein fröhliches Läuten an von allen Türmen, und Freudenschüsse erdröhnten, und Feuerzeichen auf den Bergen trugen am selben Abende noch die Siegeskunde in die Täler von Schwyz und weit hinein in das Gebirge von Uri und Unterwalden.

Niemand kam diese Nachricht unerwarteter als Wolfgang. Sein langer Aufenthalt in Zürich hatte ihm eine hohe Meinung von der Macht der stolzen Stadt und Geringschätzung der kleinen Kantone eingeflößt; so konnte er dem

alten Wunibald kaum Glauben schenken, als derselbe die Nachricht von der gänzlichen Niederlage der Züricher brachte. „Wie gesagt“, wiederholte der Turmwart, „sie sind vollständig besiegt; alles Geschütz und viele Juntsfährlein sind erobert; mit Not konnten sie das Hauptbanner retten.“

„Dann müssen wir fort von hier“, sagte der Gefangene.

„Lieber junger Herr“, erwiderte der alte Turmwart, „ganz ehrlich ist der Handel nicht, den wir da vorhaben, und fast wollt' ich mich lieber vor das hochpeinliche Halsgericht stellen als zum Feinde überlaufen. Aber da es meinem Wolfgang ans Leben geht, bring' ich es nicht über mein Herz, nein zu sagen — Gott möge es mir verzeihen!“

„Du bist also bereit?“ fragte der Sohn des Bannerherrn.

„Je nun, ja. Ich werde den jungen Herrn nach Mitternacht holen.“

„Und wo kommen wir aus dem Städtchen?“

„Jedenfalls durch kein Thor; sie sind alle scharf bewacht. Wir werden es wohl mit einem Rahne probieren müssen.“

„Gut denn, nach Mitternacht“, sagte der Jüngling, und der Alte ging.

Es war gegen zehn Uhr, als dieses Gespräch geführt wurde. Die Minuten schlichen dem Gefangenen wie Stunden dahin, bis die zur Flucht bezeichnete Zeit kam. Er trat an das Fenster und schaute in die Nacht hinaus. Vom Himmel her blickten die Sterne auf die traumselige Erde herab; das Städtchen lag in dunklen Umrissen vor ihm. Da drüben sah er den Giebel seines elterlichen Hauses ragen. Wenn Hedwig ahnte, was er vorhatte? Er wandte sein Auge nach einer andern Seite; dort oben lag Sanft Michael — dort schlummerte seine selige Mutter. „Wenn sie weiß, wie es ihrem Wolfgang geht?“ Es wurde ihm weich um das Herz; eine Träne trat in sein Auge. So spricht die Gnade zum Menschenherzen; aber der Mensch ist nur zu geneigt, ihre Sprache zu überhören und sich den Einflüsterungen der Leidenschaft hinzugeben.

Die Gnade redete laut im Herzen des Jünglings, und beinahe hätte der gute Engel gesiegt. Aber da trat das Bild des strengen Vaters vor seine Seele, wie er ihn in flammendem Zorne von sich gestoßen. „Ich kann nicht zurück!“ preßte der Unglückliche hervor. „Schweester, Mutter, verzeiht mir! Agnes wird mir

euch ersetzen, und in Edlibach's Hause werde ich eine neue Heimat finden.“

„Und dein Glaube?“ fragte die Stimme seines Gewissens.

Da mahnte die Turmuhr an Mitternacht. Wolfgang fuhr zusammen. Er horchte — alles war still; nur drunten in der Thorstube tönte noch der Lärm und das schallende Gelächter zechender Stadtknechte. Jetzt kamen leise Tritte die Treppe herauf; die Falltüre öffnete sich. „Seid Ihr bereit?“ wurde gefragt.

„Ja, Wunibald. Wie kommen wir an der Thorstube vorbei?“

„Habt keine Sorgen! Die Knechte haben sich alle ob des Sieges gütlich getan; sie werden uns keine Umstände machen.“

Leise schlichen die beiden die Wendeltreppe hinab. Jetzt kamen sie bei der letzten Wendung der Thorstube nahe; die Türe stand angelweit offen; helles Licht fiel auf den engen Gang, durch welchen die Fliehenden gehen mußten.

„Fatal“, brummte der Alte; „müssen sie gerade jetzt die Türe geöffnet haben!“

„Der Schlüssel steckt ja im Schlosse“, sagte Wolfgang, und mit einem Sprunge hatte er die Türe erreicht, schlug sie hallend in das Schloß, drehte den Schlüssel, zog ihn ab, schob den Riegel vor und rief: „Jetzt fort!“

Die Stadtknechte waren wie vom Blitze gerührt. Der eine stieß im Schreck den Mosfrug um, daß er klirrend auf den Boden stürzte. „Es hat sich einer gekündet“, sagte er und bezeichnete sich zitternd mit dem Kreuze.

„Hm“, sagte ein anderer, „ich glaube nicht, daß es eine arme Seele war; ich meine, 's ist oben einer ausgesprungen. Ich sah einen Kerl wie das Wetterleuchten die Treppe herunterstürmen.“

„Ja, dann müssen wir ihm halt nach“, schloß der dritte und machte eine Anstrengung, sich zu erheben; aber taumelnd fiel er auf seine Bank zurück. „Das kommt davon, wenn man sich in Dienst und Amt fürs Vaterland die Beine so müde läuft, daß sie einen nicht mehr tragen!“

„Verwünscht — wir sind eingesperrt“, schrie der erstere. „He, zu Hilfe! Zu Hilfe den Wächtern dieser frommen Stadt!“ stimmte nun das würdige Kleeblatt an.

Inzwischen hatten die beiden Flüchtlinge glücklich die Schiffgelände erreicht, sprangen in einen Rahn und fuhren sachte an den Palisaden hin, welche die Stadt von der Seeseite schützten. Jetzt

hatten sie den Durchgang erreicht; aber eine Kette sperrte ihn.

„Gut, daß ich mich vorgeesehen“, brummte Wunibald. „Hier ist eine Feile. Treibt den Rahn hart an den Pfosten hin — so; da, die He muß durch.“

Der Jüngling setzte an und arbeitete hastig.

„Sie packt gut; ein paar Minuten, und alles ist in Ordnung“, sagte er.

Aber die Feile gab einen schrillen Ton durch die ruhige Nacht hin. Der alte Turmwart erschrak und horchte ängstlich,

ob das Geräusch sie nicht verrate. Da schien es ihm, als höre er Schritte:

„Um Gottes willen macht leise! Man kommt über den Platz gelaufen; weiß der Ruckuck, man hat uns auf dem Schänzchen bemerkt; der Wächter stößt ins Horn —“

Da sprang die Kette klirrend entzwei.

„Sie sollen uns einholen, wenn sie können!“ rief Wolfgang, und von wuchtigen Ruderschlägen getrieben, schoß der leichte Rahn über die dunkle Wasserfläche hin und landete bald bei der Sägemühle an der Mündung des Nabaches.

VI. Das Opfer der Schwester

Als Hedwig des andern Morgens nach Unserer Lieben Frauen Kapellen in der Altstadt zur heiligen Messe ging, hörte sie von einer Nachbarin, es sei letzte Nacht am Baarertore etwas Schreckliches vorgefallen. Die drei Wächter seien, man wisse gar nicht wie, in der Tortube eingeschlossen worden; die Türe sei verheert, man habe sie wenigstens bis jetzt nicht öffnen können, und was das greulichste sei — das dürfe man aber nicht laut sagen —, der alte Wunibald sei spurlos verschwunden. Man meine, der Leibhaftige habe den Turmwart mit Haut und Haaren geholt; es gehe auch schon lange das Gerede, der Alte habe einen Pakt mit dem Bösen gehabt und sei hieb- und stichfest. Man habe zwar auch behauptet, es sei ein Gefangener entsprungen; aber es habe ja seit Jahr und Tag keiner in dem Baarerturm gegessen.

Hedwig wurde leichenblaß bei dieser Nachricht. Die Nachbarin schrieb es ihrem Berichte über das rätselhafte Verschwinden Wunibalds zu; aber der Gedanke, daß der Bruder zum Feinde übergegangen sei, machte sie erbleichen.

Das Städtchen Zug war dazumal voller Siegesjubel. Man erzählte sich die Einzelheiten des Kampfes, wie der Pfarrer Weingärtner, vormalig Konventherr von Kappel und daher der Gegend wohl kundig, die Katholischen durch einen Wald dem feindlichen Lager in die Flanke führte, wie dann tapfer und männlich gestritten worden, und wie Zwingli, der Urheber des ganzen Krieges, gefallen sei und seinen Lohn empfangen habe. Auch des Bannerherrn Rolin und seiner Tapferkeit wurde dabei mit vielem Lobe gedacht.

Als die drei Tage vorüber waren,

während welcher das siegreiche Heer nach alter Schweizer Sitte auf der Walfstatt verweilte, kam der Bannerherr nach Zug, um seinem Sohne Verzeihung anzubieten, wenn er jetzt wenigstens sich auf die Seite seines Landes stellen wolle. Wer schildert seinen Schmerz und seine Entrüstung, als ihm Hedwig unter Tränen die Flucht des Bruders berichtete! In seiner Bitterkeit setzte er sich hin und schrieb seinen letzten Willen, in dem er seinen Sohn feierlich enterbte.

Kurze Zeit darauf waffnete er sich wieder; Hedwig mußte ihm den Panzer festschnallen. Als der Bannerherr in voller Rüstung da stand, sagte er: „Ich muß jetzt für zwei kämpfen, da sich mein Sohn weigert, für unser heiliges Recht einzustehen. Vielleicht ist es mir noch vergönnt, mit meinem Blute den Schandfleck wegzuwaschen, womit Wolfgang meinen ehrlichen Namen entehrt hat.“ Damit ritt er fort.

Mit dem Siege von Kappel war der Krieg noch nicht zu Ende. Erst jetzt bot Zürich alle seine Streitkräfte auf; das mächtige Bern rüstete; von allen Seiten, von den Graubündner Alpen hinab bis ins Elß, schickten die Gleichgesinnten den Reformierten Hilfstruppen, und binnen einer Woche war ihr Heer dem der katholischen Kantone um das Dreifache überlegen. Die Katholischen mußten sich zurückziehen; sie nahmen bei Inwil an der Halde des Zugerberges eine treffliche Stellung und besetzten dieselbe. Ein vorgeschobener Posten hielt die Baarerburg besetzt. Auf dem Höhenzuge nördlich von Baar, die Oberen genannt, hatten sich die Züricher gelagert; manche Kugel wurde über das breite Tal hinweg von hüben und drüben gewechselt.

Mit jedem Tage stand eine entscheidende Schlacht bevor.

In dieser Zeit banger Erwartung war das Gotteshaus Maria-Einsiedeln von vielen Pilgern besucht. Frauen mit ihren Kindern waren es namentlich, welche aus den katholischen Gauen im stillen Waldtal zusammenströmten, um für das Land, für ihren im Felde liegenden Gatten und Väter Hilfe und Schutz zu erflehen. In bunten Gruppen lagen die Wallfahrer vor der Gnadenkapelle auf den Knien. Lautes Gebet, jetzt einzelner Stimmen, dann ganzer Scharen, schallte durch die Hallen der Kirche. Bittgesänge ertönten, und Litaneien wurden im Wechselchore gebetet, und Gesang und Litaneien webend schlang sich um alles das laute, andächtige Gebet des heiligen Rosenkranzes. Eben war wieder eine Schar — Unterwäldener waren es — zum Gnadenbilde vorgebrungen, und eine klare Knabenstimme sang folgende Strophe:

„O Mutter aller Barmherzigkeit!
Mit Fürbitt' sei uns allzeit bereit.
In Nöten komm zu Hilfe bald
Unserer Landschaft ob und nid dem Wald,
Und hab in deiner treuen Hut
Unser Banner und Land, Leib, Ehr' und Gut,
Durch deines Kindes angstvoll Sterben
und Blut.“

Es war Abend geworden. Die Mönche hatten im Chore die Vesper gesungen, und die süßen Töne des Salve Regina waren verhallt. Die Schatten der Dämmerung füllten das Schiff: nur das Gnadenbild strahlte noch, vom milden Scheine zahlreicher Lampen erhellt. Zu seinen Füßen kniete eine junge Frauengestalt; ihr Antlitz glühte in heiliger Andacht, wenn sie das Auge zum Bilde der Gnadenvollen erhob. „O Mutter aller Barmherzigkeit“, flehte auch sie, „ziehe deine schützende Hand nicht von ihm zurück! Laß den armen Bruder die Macht deiner Erbarmung fühlen, um des Blutes deines eingeborenen Sohnes willen!“

Die Pilger entfernten sich, um in den Herbergen des Dorfes die Nachtruhe zu pflegen. Hedwig allein — denn sie war die fromme Beterin vor dem Gnadenbilde — blieb zurück. „Heilige Maria“, sagte sie, „was soll ich dir zu Ehren geloben, wenn du mir meinen Bruder zurückführst? Gerne wollte ich mit meinem Leben seine Seele erkaufen.“

Und plötzlich erfaßte ein Gedanke ihr Innerstes; es war wie eine Stimme, die deutlich und klar in ihrer Seele fragte: „Willst du als Opfer für deinen Bruder die Braut meines Sohnes werden?“

Die Jungfrau zitterte. Schon oftmals war ihr der Gedanke gekommen, als Braut Christi ihre Tage einzig dem Dienste Gottes zu weihen. Von Jugend an, seit dem Tode der Mutter, war dieser fromme Zug ihrer Seele eigen. In diesem Augenblicke aber trat der Gedanke, sie wußte nicht wie, so lebhaft vor ihre Seele, daß sie sich seiner nicht ent schlagen konnte. „Bringe das Opfer!“ rief es in ihrem Innern. Sie wollte be-
ten, aber die Ruhe des Herzens fehlte; ein harter Kampf entbrannte zwischen Natur und Gnade.

Da nahte sich der Bruder Sakristan, eine ehrwürdige Gestalt mit milden Zügen, den schweren Schlüsselbund am Gürtel. „Es ist Zeit, daß ich die Kirche schließe“, mahnte er die in Andacht versunkene Jungfrau.

Hedwig erhob sich und folgte dem Mönche. An der Türe sagte sie schüchtern zu dem Greise: „Betet für ein armes bedängstiges Mädchen und“ — ihre Stimme stockte — „für einen verlorenen Sohn.“

„Deren gibt es heutzutage viel“, erwiderte der Greis. „Empfehet ihn unserer mächtigen Frau; sie ist die Zuflucht der Sünder.“

„Lasset auch in meiner Meinung drei heilige Messen lesen; zwei am Altare Unserer Lieben Frau und eine zu Ehren Sanct Wolfgang.“

„Gott segne Euch, und was das Herz auch beschwert, die heilige Jungfrau möge Euch trösten!“

Am folgenden Morgen in der Frühe, lange vor Tagesanbruch war Hedwig wieder im Gotteshause. Die Mönche im Chor hatten die Laudes gesungen; die Kerzen auf den Altären wurden angezündet, und von drei Uhr bis gegen Mittag reichte sich Meßopfer an Meßopfer. Hedwig nahte sich einem Beichtstuhle. Zu den Füßen eines ehrwürdigen Priestergreises kniete sie nieder und erschloß dem Stellvertreter Christi ihr ganzes Herz mit seinen Schwächen und Zweifeln. Der Priester waltete seines göttlichen Amtes, und die Jungfrau empfand den ganzen Trost, den das hl. Bußgericht dem gläubigen Katholiken spendet. Alle Zweifel waren aus ihrem

Herzen geschwunden, und klar und hell drang es in ihre Brust wie das Glockengeläute eines schönen, ruhigen Sonntagmorgens.

Sie hörte nun am Gnadenaltare die heilige Messe. Als der Priester sich dem Volke zuwandte, um die heilige Opfergabe, Jesus Christus selber mit Gottheit und Menschheit unter den unscheinbaren Gestalten des Brotes, als Seelen Speise zur Nahrung zu bieten, nahte auch Hedwig dem himmlischen Tische und empfing den göttlichen Gast in ihr reines jungfräuliches Herz. Und sie betete das fromme Gebet, das ihre selige Mutter sie gelehrt, als sie zum erstenmal zum Tische des Herrn hinzutrat:

„Jehst bist du mein, jehst bin ich dein,
O Jesu, Herr und Heiland mein!
Du bist in mir, ich bin in dir,
Daß es so bleibe für und für!“

Da machte sie das Gelübde, als Opfer für die Seele ihres Bruders der Welt zu entsagen und als Braut Christi den Schleier zu nehmen.

Und das Opfer stieg wie eine süße Weihrauchwolke auf zum Throne des Lammes, und gleich mildem Saue senkte sich Trost und Friede in ihr Herz.

Wie ganz anders war es dazumal Wolfgang zu Mute!

Er hatte glücklich mit dem alten Wunibald Zürich erreicht. Laut schlug sein Herz, als er an Edlibachs Türe klopfte. Er sollte ja Agnes wiedersehen, und sie mußte nun seine Braut werden! Denn Edlibach konnte ihm — so dachte sich der Jüngling — seine Tochter nicht verweigern, nachdem er ihretwegen aus dem väterlichen Hause verstoßen wurde. Die alte Regula öffnete.

„Wo ist Agnes, wo ist Edlibach?“ rief der Jüngling.

„O du meine Liebe!“ sagte die Alte. „Wolfgang, seid Ihr es? Und Ihr wagt es, nach Zürich zu kommen, nachdem Ihr die Unsern so gräßlich geschlagen? Aber nur herein, daß Euch niemand sieht. Es ist ihm recht geschehen, man darf es nur nicht laut sagen; es ist ihm ganz recht geschehen, dem Zwingli! Er hat immer vom Kriege geschrien und gepredigt; jehst hat er seinen Lohn. Ihm gonn' ich es“, eiterrte die Alte; „aber so mancher ehrliche Züricher hat mit ihm die Fache bezahlen müssen. Ja, wenn sie doch wenigstens nur im alten Glauben gestorben wären, so möchte noch ihren Seelen wohl sein; aber so — nein, ich wollte nicht mit ihnen tauschen.“

„Ich fragte dich, wo der Herr Säckelmeister und Agnes sei“, unterbrach Wolfgang ungeduldig den Redefluß der alten Regula.

„O, der Herr Säckelmeister ist nicht zu Hause. Die alte Regula würde sich wohl hüten, in dieser Weise laut zu denken, wenn er im Hause wäre; ich glaube, er würde mich ungeachtet meines vierzigjährigen treuen Dienstes heute noch vor die Türe setzen. Der Herr Säckelmeister ist im Lager oder ist nach Bern, oder nach St. Gallen, oder nach Graubünden — was weiß ich, wo er ist! Er sagt mir nicht mehr, obschon er wissen könnte, daß ich keine Plaudertasche bin. Er ist Tag und Nacht tätig, ein neues Heer gegen die Katholiken auf die Beine zu bringen. Und Agnes ist auch nicht hier; der Vater hat sie zur Base Almei nach Winterthur getan — o das hat nichts zu sagen, ich will Euch schon bewirten. Aber was wollt Ihr denn bei uns in Zürich? Ich glaubte Euch im Lager der Kantone. Und du lieber Himmel, wie Ihr ausseht! Das schöne Wams zerrissen, die Federn des Barretts geknickt! So dürftet Ihr in keinem Falle vor Fräulein Agnes hintreten; es ist ein Glück, daß sie nicht da ist; Ihr würdet Euch hübsch neben dem Junker Frei ausnehmen, der jehst so oft ins Haus kommt —“

„Der Frei? Was tut denn der Frei hier im Hause?“ rief der Jüngling.

„Ich du meine Güte! er macht ihr den Hof; die jungen Herren machen ihr alle den Hof —“

„Das duldet Agnes nicht!“

„O, da ist seit zwei Jahren auch manches anders geworden, seit Ihr nicht mehr hier wohnt. Agnes weiß jehst, daß sie das schönste Fräulein in Zürich ist, und versteht das Köpfchen danach zu tragen.“

„Schweig, Regula, du redest abscheulich! Es ist nicht wahr, was du redest! — Und wenn es wahr wäre — es müßte mich wahnsinnig machen! Wiße, daß ich von meinem Vater verstoßen und aus Zug geflohen bin um Agnes' willen. Agnes hat mir ihre Hand versprochen; sage also um Gottes willen, daß deine Rede nicht wahr sei.“ Heftig faßte der Jüngling bei diesen Worten den Arm der Alten.

„Was sagt Ihr?“ rief diese erblichend. „Ihr habt die Eltern verlassen um Agnes' willen?“ Sofort aber fügte sie sich fassend bei: „Dann, dann werde ich mich wohl getäuscht haben; wenn sie

Euch ihre Hand versprochen hat, so wird sie wohl ihr Versprechen lösen.“

Aber der schmerzliche Pfeil blieb im Herzen des Jünglings haften. „Sollte es wirklich so sein?“ fragte er sich hundertmal des Tages, und immer antwortete er: „Nein, nein, es ist unmöglich!“ Auf seiner Kammer war alles noch wie vor Jahren. Er schaute zum Fenster hinaus, und sein Blick fiel auf den steinernen Karl drüben am Münsterturme. Da erinnerte er sich an jene Nacht vor dem Scheiden von Zürich. War er jetzt im selben Schiffe mit Agnes und Edlibach, und sollte sich sein seltsamer Traum bewahrheiten?

Die nächsten Tage brachten kriegerisches Leben in die Stadt. Ein zahlreiches Heer, bei zwölftausend Mann aus dem Zürichgau, Toggenburg, Thurgau, Schaffhausen, Glarus, Gotteshausleute von Sankt Gallen, zog mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen, zweiundzwanzig Geschütze auf Rädern mit sich führend der Grenze zu. Der Rat von Zürich hatte diesen Pomp veranlaßt, um die seit der Niederlage bei Rappel gedrückte Stimmung zu verscheuchen. Auch Wolfgang war vor das Rennwegtor hinausgegangen, um den Vorbeimarsch des Heeres mitanzusehen.

Dann kam eines Abends Hans Edlibach plötzlich heim. „Wie, Wolfgang, du hier?“ rief er, als ihm der Jüngling grüßend entgegnete.

„Wie Ihr seht“, erwiderte dieser und erzählte in Kürze die Ereignisse, welche ihn nach Zürich getrieben hatten.

„Also verstoßen und landesflüchtig“, sagte der Säckelmeister. Er hatte nie gedacht, daß das Spiel, welches er mit dem Jünglinge getrieben, so ernst enden würde. Er wollte ihn für seine politischen Zwecke benutzen und zugleich den Schimpf rächen, den ihm der Bannerherr Kolin angetan. Jetzt, da er die Folgen seiner

Ränke sah, wandelte ihn fast Mitleid an mit dem Sohne seines Feindes, den er früher geliebt hatte. „Was willst du jetzt anfangen?“ fragte er Wolfgang. „Zurück kannst du nicht mehr — sie möchten dir sonst deinen Kopf vor die Füße legen. Willst du nun der Unsere sein?“

„Mit dem letzten Tropfen meines Blutes unter der Bedingung, daß Ihr den Kantonen die neue Lehre nicht aufzwingt, und daß Ihr mir die Hand Eurer Tochter zusagt.“

„Man wird nur verlangen, daß das Evangelium frei gepredigt werde. Was meine Agnes angeht“, sagte ausweichend der Patrizier, „so werde ich dem Glücke meines Kindes nichts in den Weg legen.“

Der Jüngling, der diese zweideutige Antwort nur in dem für ihn günstigen Sinne verstand, jubelte auf und sagte: „Waffnet mich! Gleich ziehe ich ins Lager, und mein Schwert soll mir das Glück verdienen, Agnes als meine Braut begrüßen zu dürfen.“

Und Wolfgang sattelte den Abend noch und ritt mit dem alten Wunibald, der seinen jungen Herrn nicht verlassen wollte, gegen Baar in das Lager der Züricher.

Der Patrizier schaute dem Wegreiten den mitleidig nach: Törichter Knabe! Einem enterbten Landesflüchtigen reicht Edlibachs Tochter ihre Hand nie und nimmer.“

Fast zur selben Stunde, in der dieses entscheidende Gespräch zwischen Wolfgang und dem Säckelmeister stattfand, kam Hedwig von ihrer Wallfahrt nach Zug zurück.

„Ich habe meinen Bruder einer mächtigen Schützerin übergeben“, sagte sie ruhig; „sie wird ihn mir zurückführen.“

Und es bedurfte eines mächtigen Armes!

(Schluß folgt.)

„Wer den Wert des wahren Glaubens zu schätzen weiß und auch nur einen Funken christlicher Nächstenliebe in sich trägt, der wird gewiß so vielen armen Brüdern, die in der Finsternis und im Schatten des Todes schmachten, nach Kräften zu Hilfe eilen.“ Pius X.

Gebetserhörungen

Bottrop: Dank dem hl. Antonius für Erhörung und Bitte um weitere Hilfe. F. G.

Wasserbillig: Für Erhörung in einem Anliegen Fr. . . . zum Dank und zu Ehren der lb. Mutter Gottes von Lourdes, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und dem hl. Judas Thaddäus.

N. N. Anbei Mark . . . als Dank dem göttlichen Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und anderen Heiligen für Gebetserhörung und mit der Bitte um Erhörung in noch einem bestimmten Anliegen.

Altenessen: Dank den hl. 5 Wunden, durch deren Verehrung ein Familienvater von einem schweren Augenleiden befreit und die Familie aus großer Not gerettet wurde.

Holland: Dem hl. Joseph zu Ehren ein Almosen als Dank für Erhörung in einem Anliegen und um weitere Fürbitte.

Stodheim: Tausendfachen Dank dem göttlichen Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph und dem hl. Antonius für Erhörung.

Kervenheim: Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, der hl. Theresia v. K. I. und den armen Seelen für Hilfe in Krankheit und hoffen durch die Fürsprache dieser Heiligen die volle Gesundheit zu erlangen.

Obergimpen: Herzinnigen Dank dem göttlichen Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes von der immerwährenden Hilfe, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, dem

hl. Franziskus Xaverius, dem hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia v. K. I. Veröffentlichung war versprochen. Almosen . . . Mark.

Markt: Anbei . . . Mark Almosen auf Fürbitte der hl. Theresia v. K. I. und innigen Dank für erlangte Hilfe und des hl. Judas Thaddäus. Veröffentlichung war versprochen.

Kappelwinden: Innigen Dank dem hl. Joseph, der lb. Mutter Gottes, der kleinen hl. Theresia und den armen Seelen für Hilfe in einem Leiden, mit der Bitte um weitere Hilfe.

Freiburg: Öffentlicher Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph und Antonius für Hilfe in seelischen und leiblichen Nöten.

Lauffen: Beiliegend einen kleinen Betrag als Dank für Erhörung in einem Anliegen in welchem ich Zuflucht zur lb. Mutter Gottes und dem hl. Franz Xaver nahm.

Niedersteinbach: Tausendfachen Dank der allerheiligsten Dreifaltigkeit für erlangte Hilfe in einem schweren Anliegen. . . . Missionsalmosen. Veröffentlichung war versprochen.

Haunstetten, S. G.: . . . Mark Almosen. Dank dem göttlichen Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, dem hl. Judas Thaddäus, der kl. hl. Theresia v. K. I. und den armen Seelen für Hilfe bei Augenoperationen und anderen Anliegen.

Spitalhof: . . . als Dank dem hl. Joseph für Hilfe in schwerer Krankheit eines Kindes.

Zur Beachtung!

Die Bezugspreise für den Jahrgang 1929 sind dieselben wie 1928.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Uebereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland, Würzburg, Meißner Ring 3
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben

300 000 Selbstmörder in 25 Jahren. Im Jahre 1926 starben allein in Preußen nicht weniger als 9 746 Menschen durch Selbstmord, und das ist für Preußen die höchste Zahl, die seit dem Jahre 1876 festgestellt worden ist. An der Spitze dieser traurigen Zusammenstellung steht die Reichshauptstadt, in der auf 100 000 Einwohner jährlich 47 Selbstmorde entfallen. Während in den früheren Jahren die Zahl der weiblichen Selbstmörder verhältnismäßig gering war, muß man für das Jahr 1926 von einem Heraufschwellen der weiblichen Selbstmordziffer sprechen, die in den letzten 50 Jahren um 157 Prozent zugenommen hat; neben 6 988 Männern nennt die Selbstmordstatistik jetzt 2 758 weibliche Personen. Um 6,4 Prozent ist die Zahl der Selbstmorde in Preußen im Vergleich zu dem Jahre 1925 gestiegen; die Zahl der Personen aber, die Deutschland in den letzten 25 Jahren durch Selbstmord verloren hat, dürfte mit 300 000 eher zu niedrig als zu hoch geschätzt sein.

In einer großen Zahl von Ländern hat der Selbstmord nach dem Kriege zugenommen. Besonders die Jahre 1924 und 1925 zeigen eine starke Zunahme in Deutschland, Oesterreich, Ungarn, England, Schottland und Italien. In einigen anderen Ländern, wie in der Schweiz, der Tschechoslowakei und Dänemark, steigt die Zahl der Selbstmorde erst seit 1926. Keine Zunahme zeigen Frankreich, Belgien und die Niederlande. In Deutschland ist die Zahl der Selbstmorde nach dem Kriege beim weiblichen Geschlecht mehr zu beobachten als beim männlichen. Insbesondere war sie in den ersten Jahren nach dem Kriege bei den Frauen höher als vorher. Im Jahre 1926 hatten wir in Deutschland 11 846 Selbstmorde von Männern und 4 634 von Frauen gegenüber 10 982, beziehungsweise 4 291 im Vorjahre. Die Ursache der Zunahme muß, wie Sanitätsrat Dr. Brinzing im „Reichsgesundheitsblatt“ soeben erörtert, in der Hauptsache in wirtschaftlichen Schwierigkeiten gesucht werden. Das kann nach den preussischen Erfahrungen schon daraus geschlossen werden, daß der Selbstmord in den Inflationsjahren bei den alten Leuten zugenommen hat, beim Alter von 15 bis 60 Jahren dagegen nach Einführung der Festwährung, die die großen Vermögensverluste während der Inflation offenbar machte und eine sehr große Arbeitslosigkeit zur Folge hatte. Die Zahl der Selbstmordfälle, bei denen Alkoholismus als Ursache angegeben ist, ist von 40 im Jahre 1919 auf 343 im Jahre 1925 gestiegen. Vor dem Kriege

war die Zahl der Selbstmorde aus Alkoholismus viel größer. 1913 hat sie 608 betragen. Die Erhöhung der Selbstmordhäufigkeit gegenüber den Vorkriegsjahren kann also hieraus nicht erklärt werden.

Parlamentarische Redebüthen. Die „hopsende Zunge“ gibt es nicht nur im deutschen Reichstag, sondern auch in anderen Parlamenten. So hat ein Journalist aus dem stenographischen Protokoll des Wiener Reichsrates den folgenden Redebüthenstrauch zusammengestellt.

Diesmal stinkt der Fisch, aber nicht beim Kopfe, sondern von den Füßen. Das ist das Ruckucksei, das der zweischwänzige, böhmische Löwe hinterrücks ins deutsche Netz gelegt hat.

Wenn das so weitergeht, wird der Landmann mit dem Hungertuch durch das Land wandern und der kleine Gewerbetreibende am Bettelstabe nagen.

Ich möchte das Budget mit einem Buche vergleichen, aus dem der mühsam erworbene Schweiß des Volkes rieselt.

Dieser Antrag ist wie eine Seifenblase, die, wenn man ihr auf den Zahn fühlt, wie Schnee in der Sonne schmilzt.

Schon in der letzten Session habe ich dem Herrn Kriegsminister das warme Nachtmahl der Soldaten ans Herz gelegt, aber ohne Erfolg.

Was nützt das Fletschen der Zähne, wenn man sie verloren hat.

Daher kommt es, daß sich so viele Soldaten das Lebenslicht selber abschneiden.

Ein Wurm, der getreten wird, krümmt sich beizeiten.

Jeder Wurm, der getreten wird, schreit. In dieser Gegend ist das Schwein die milchende Kuh der armen Leute.

Wäre Kolumbus nicht nach Amerika gefahren, so hätte er es trotz seines Gies nicht entdecken können.

Schon mancher Tote hat sich gefragt: „War es denn wert, daß ich gelebt habe?“

In manchen Bezirken hat unsere Partei noch wenig Boden gefunden. So steht z. B. in der Josefstadt niemand hinter mir als — ich.

Meine Herren! Die Sache ist nicht so einfach. Es gibt unter den Kommissionsmitgliedern Leute, die nicht einmal mit Druckerschwärze rein zu waschen sind.

Diese arme Ortschaft muß sich mit Maultieren begnügen, um nur überhaupt einen Fremdenverkehr zu haben.

Da ich schon alles gesagt habe, was ich sagen wollte, ziehe ich freiwillig alles zurück, was ich vielleicht noch sagen wollte. . . Man muß es lebhaft bebauern.

Wir müssen unser Hauptaugenmerk darauf richten, die Kassenbestände fruchtbringend zu vergeuden.

Dieses Vorgehen erinnert mich an das Bild einer Schlange, die sich selber auffrisst, so daß nur ihr Schwanz übrig bleibt.

Auch ich war einst ein Lehrling, der von seinem Lehrmeister und den Gesellen bis zur totalen Verblödung geschlagen wurde.

Der jetzige Kultus- und Unterrichtsminister ist ein Mann, dessen linke Hand nicht weiß, was die rechte sagt.

Ich kann nicht länger schweigen, ohne einige Worte zu sagen.

Auf dem Lande nehmen die Steuerinspektoren dem Bauern das letzte zer-

rissene Hemd aus dem Munde.

Zentnerschwer lastet auf unserer Presse das Auge des Gesetzes.

Der Herr Vorredner möge sich gewissenhaft bei seiner Nase nehmen; dann wird er erkennen, wo seine Achillesferse sitzt.

Das Geld ist flöten gegangen, die Millionen sind verschwunden; dann haben wir Schulden gemacht, und die sind auch verschwunden.

Kein Loch ist zu groß, durch das das goldene Kalb nicht hindurchschlupfen könnte.

Ich erinnere mich genau daran, daß zurzeit der Geburt meines Vaters die Verhältnisse in dieser Hinsicht ganz anders waren.

Gebetsempfehlungen

Schonnebeck: Eine franke Förderin bittet um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph und der hl. Theresia v. K. I.

Ein Trunksüchtiger.

Eine Nervenleidende.

Um Sinnesänderung.

Ein langjähriger Abonnet bittet um inniges Gebet, daß ein Sohn den Verkehr mit einem protestantischen Mädchen aufgibt und wieder fester zu seinem katholischen Glauben hält.

Eine schwer franke Tochter.

Eine schwer nervenleidende Mutter von vier Kindern.

Mehrere Familienanliegen.

R.: Eine Vergißmeinnichtleserin bittet um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Muttergottes, zum hl. Joseph, zur hl. Theresia v. K. I., zum hl. Jud. Thaddäus und den armen Seelen um Frieden in der Familie um Ablegung einer schlimmen Leidenschaft und um eine gute Beicht eines lauen Familienvaters.

H. G., Walzen: Um glückliche Entbindung und Gesundheit.

B. G., Ruzella: Bitte um Gesundheit in einer Nervenlähmung.

Zwei Schwestern bitten zur hl. Muttergottes, zur hl. Mutter Anna, hl. Antonius, hl. Jud. Thaddäus, den hl. 14 Nothelfern, zum hl. Ignatius und zur hl. Theresia v. K. I.

Roschowitzwald: Eine bedrängte Familie bittet um das Gebet zum hl. Antonius, zum hl. Joseph, zum hl. Jud. Thaddäus sowie zu den Armen Seelen um Erhörnung und Hilfe in schweren Anliegen.

D. W. J.: St. Annaberg: Bitte um das Gebet zum wunderbaren süßesten Herzen Jesu, zur lb. Muttergottes Maria, zum hl. Joseph, zur hl. Mutter Anna um Erhörnung einer Bitte und in einem Anliegen des Hauses.

Ungenannt: Eine Vergißmeinnichtleserin bittet um das Gebet zur immerwährenden Hilfe der Christen, zum hl. Judas Thaddäus, zum hl. Joseph, zum hl. Antonius, zur hl. Theresia, besonders auch zur lb. Muttergottes um Erhörnung in seelischen Leiden, um Erlösung aus religiösem Wahn und aus Schwermut, und um Abwendung in mehreren Anliegen. Nach Erhörnung ist Veröffentlichung versprochen.

L. in R.: Eine langjährige Vergißmeinnichtleserin bittet um das Gebet um Hilfe in schweren Leiden, Bewahrung vor einer Operation; ferner für ein krankes Kind, das nicht reden und nicht gehen kann. Bei Erhörnung sende . . . Mk. zu einem Missionskrenz und einen großen Baustein zum Seminar.

München: Um das Gebet und um die Fürbitte der hl. Familie, und des hl. Antonius, um eine Wohnung zu bekommen.

Langfurt: Eine Mutter bittet um das Gebet zu den armen Seelen in einem schweren Anliegen.

Freiburg: Eine Vergißmeinnichtleserin bittet um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph und den Armen Seelen.

Bühl: Bitte um das Gebet zur hl. Theresia v. K. I., zum hl. Antonius, hl. Jud. Thaddäus und der hl. Magdale-

na; bei Erhörung sende ich ein großes Opfer zum Studienfond.

Nieden: Eine Vergißm.-Leserin bittet um eine neuntägige Andacht zu Ehren der Muttergottes um Hilfe für ein Kind.

Für einen Mann, um glückliche Operation und Heilung einer Nervenkrankheit.

Für eine Förderin in mehreren Anliegen.

Sondernau: Um Befreiung von einem Leiden um das Gebet zum hl. Herzen

Jesu, zur lb. Mutter Gottes zum hl. Iud. Thaddäus und zur hl. Rita.

Bitte um das Gebet zur hl. Rita und zur hl. Ottilia.

Lindau: Bitte um das Gebet um Glück und Segen für die Zukunft.

Bamberg: Um das Gebet aller Vergißm.-Leser bittet eine schön lange an Gelenkrheumatismus leidende Frau.

Kirchdorf: Es wird gebeten um das Gebet zur hl. Theresia v. K. I. um besondere Fürbitte in einem wichtigen Anliegen einer Familie.

Memento

Fischeln: Johann Göbels. Engelskirchen: Philipp Jung. Schonnebeck: Frau Kersebaum. Gelsenkirchen: Herr Pottbrock. Remich: Kath. Linden. Waldbredius: Nikolaus Godar. Voßum: Ther. Balkenhol. Langensfeld: Joseph Wilking. Renzert: Bathasar Fuchs. Eva Neu. Arnstein: Thomas König. Regen: Jos. Huber. Mannheim. Maria Meyer. Reischach: Maria Ernst. Welschensteinach:

Matthias Overt. Rodnitz: Paul Rossmann. Neuburg a. D. Fr. Hohenbleicher. Frl. Brestel. Neuhofen: Max Altenbuchner. Mainburg: Vitus Gschlöhl. Oberstdorf: Johann Weitenauer. Raubling. Joseph Dingenhofer. Nürnberg: M. Stolz. Kastl: Maria Seidl. Motten: L. Schleicher. Franz Karl Vogel. Burford. Lank. Agatha Wiegand. Langeneslingen: Pfarrer Mayer.

Empfehlenswerte Bücher

Der König von Mexiko und seine Getreuen! 128 Seiten, Oktavformat; Preis 60 Pfg. bei Mehrabnahme billiger. Verlag des Johannesbundes Leutesdorf am Rhein.

Die gesamte Darstellung dieser vorzüglichen Schrift macht sie zur Urkunde von dauerndem Wert über ein Martyrium des 20. Jahrhunderts. Tragen wir sie hinaus zu allen, damit sie um ihre heldenhaften Genossen wissen und sich erheben zum flammenden Protest!

Der für den Umfang sehr geringe Preis von 60 Pfg. ermöglicht jedem die Anschaffung und macht sie besonders geeignet zur Massenverbreitung.

Unterwegs zur Heimat. Von Leo Wolpert. Sonntagslesungen 2. und 3. Auflage. 216 Seiten. RM. 3.—; gebunden in Leinwand RM. 4.40. Verlag Herder Freiburg 1928.

Wolpert's Sonntagslesungen „Unterwegs zur Heimat“ konnten schon nach Jahresfrist in 2. und 3. Auflage erscheinen. Er schöpft aus den lebendigen Quellen der heiligen Religion und aus einer reichen in Lebens- und Lebenserfahrung gefüllten persönlichen Innenwelt. — Möge das

Bändchen als kundiger Führer für die vielverschlungenen Lebenswege recht viele nützen, hereinzukommen in das Heimatland und Heimathaus.

Im Großstadt-Gefängnis. Von einem Strafanstaltspfarrer. 72 Seiten. 30 Pfg. Verlag des Johannesbundes, Leutesdorf am Rhein.

Wie auf der Filmwand rollen erschütternde, packende Bilder von Leid und Schuld, von Reue und Haß der „Verlorenen“ an den Augen des Lesers vorüber.

Zwei Zwerge und ein großes Ei. Von Joh. Thiel. Eine lustige Bilder Geschichte. Mit Versen von H. B. (Titelblatt und 28 einseitig bedruckte Blätter mit 56 dreifarbigigen Bildern.) Halbleinwand RM. 3.80. Verlag Herder, Freiburg im Breisgau 1928.

Voll von drolligen Einfällen, zeichnerisch meisterhaft wiedergepiegelt in Bewegung und „Gefüchtern“ von Hasen, Zwergen, Füchsen und allerlei Geflügel. Fünfjährigen Kleinen schon sind sie ganz verständlich und wichtig genug, auch dem Vater und der Mutter ein richtiges Lachen abzugewinnen.

Allen Freunden des St. Josephs-Verlag teilen wir mit, daß unser

Verlags-Katalog

neu erschienen ist, und auf Wunsch gerne kostenlos zugesandt wird, in der angenehmen Hoffnung, daß recht viele das eine oder andere Buch bestellen werden.

Ein gutes Buch für jedes Haus!

**Beiträge zum
Salesianischen
Erziehungssystem
des ehrw. Don loh. Bosco**

Von D. W. Mut
120 Seiten, mit einem Titelbild;
Preis kart. RM. 1.50

Lehrern, Lehrerinnen, Eltern und Erziehern wird die Lektüre nicht nur ein Genuß sein, sondern eine Fundgrube herrlicher Schätze, die sie mit Freuden zu eigenem Nutzen und zum Wohle der ihr anvertrauten Kinder gerne heben werden. Wenn auch in erster Linie für Berufserzieher geschrieben, will das Buch auch den Eltern dienen, weshalb weiteste Verbreitung sehr zu empfehlen ist. Die vornehme Ausstattung, mehr noch der wertvolle Inhalt bestimmen es zu einem wichtigen Bestandteil der Bibliothek eines jeden Erziehers.

Zu den heftigen Angriffen, welche aus verschiedenen Lagern auf unser Büchlein „Gibts auch heute noch Teufel“ (St. Josephs-Verlag Reimlingen 96 Seiten Preis 50 Pfg.) geäußert wurden, nimmt W. Wanger sachliche Stellung. Zugleich weist er die geheimen Fäden und Verbindungen auf, welche diese Gegner mit Wittig-Freunden und Konnersreuth-Feinden verbinden.

**Wittig-Akten — Gibts
auch heute noch
Teufel — Konnersreuth**

Von W. Wanger
96 Seiten; Preis brosch. 95 Pfennig

**Die hl. Theresia vom
Kinde Jesu
Eine geistige Wiedergeburt**

Von D. W. Mut
352 Seiten, mit einem Titelbild
Preis geheftet RM. 3.80, geb. RM. 4.80

Ein Buch, das bereits seit langem von den innerlichen Seelen verlangt wurde. Es ist wie kein anderes Theresienbuch geeignet, das kleine Geheimnis wie die heilige Theresia vom Kinde Jesu es auffaßte, den gottsuchenden Seelen als leichten Aufstieg klar vor Augen zu führen.

Nach dem bekannten Jesuiten Bleienstein das Beste, was in der Fülle der Theresienliteratur über die heilige Theresia vom Kinde Jesu und vom hl. Antlitz geschrieben wurde.

Die RM.-Preise sind in die Auslandswährung umzurechnen!

Zu beziehen von unseren Missionsvertretungen oder vom
St. Josephs-Verlag, Reimlingen (Bayern)